



## II.

### Aus einer vergessenen Residenz des Grossen Kurfürsten.

**G**anz im Nordwesten unseres Vaterlandes liegt unweit der holländischen Grenze und des Niederrheins — Cleve. Vor Zeiten soll ein Arm des grossen Stromes seinen Weg durch das Flussbett des jetzt so winzigen Kermesdaals, der die Dreihügelstadt berührt, genommen haben. Doch nicht dies allein gehört der Vergangenheit an, auch die politische Rolle, die Cleve einst als Mittelpunkt eines berühmten Erbfolgestreites und darauf als Residenz Friedrich Wilhelms des Grossen gespielt hat, ist längst der allgemeinen Kenntniss entschwunden. Und darum verlohnt es sich, mit einigen historischen Erinnerungen an jene Zeit des 17. Jahrhunderts anzuknüpfen und unsere Leser für die wenig beachtete Stätte zu interessiren, in deren Umgebung der Rhein, bevor er sich durch die eintönigen Wiesenbezirke Hollands ergiesst, noch einmal seine schönsten landschaftlichen Uferreize in dem anmuthigen Wechsel von Berg, Thal und Wäldern entfalten lässt — für eine Stätte, die ausserdem durch die Sage vom Schwanenritter Helias Gral im lichten Gewande deutscher Poesie glänzt. Nicht bloss das im Jahre 1882 enthüllte, leider recht unbedeutende Lohengrindenkmäl erinnert an den mythenhaften ersten Grafen von Cleve, auch das städtische Wahr-

zeichen, der Schwan auf der Thurmspitze der mittelalterlichen Burg, verkündigt gleichsam die allbekannte alte Sage.

Auf einem grünumkränzten Hügel des Ortes ragen die kahlen hohen Mauern der Schwanenburg weit über die Umgebung hinaus. Von den ursprünglich drei Thürmen dieses ehrwürdigen Residenzschlosses der Grafen und Herzöge von Cleve ist nur noch der höchste, der viereckige wuchtige Schwanenthurm, erhalten. Herzog Adolf I. hat dessen Bau im Jahre 1439 beginnen lassen und ihn zugleich der Erinnerung an den Gemahl seiner Vorfahrin Beatrix von Cleve geweiht, die an der Seite jenes Helias Gral 21 Jahre lang zum Segen des Landes regiert haben soll. Die für ihre weibliche Neugier so hart bestrafte Beatrix soll aber, wie eine allerdings spätere Sage berichtet, auch im Grabe keine Ruhe gefunden haben. Sie ging nach ihrem Tode als „weisse Frau“ im Schlosse um, verkündete durch ihr Erscheinen bevorstehendes Unglück, und noch in den Jahren 1815 und 1816 gaben, wie uns der damalige Kammerpräsident v. Buggenhagen versichert, verschiedene Personen amtlich zu Protokoll, dass sie die „weisse Frau“ im Schlosse wandelnd gesehen hätten. Aber auch ohne derartige Merkwürdigkeiten, ohne diese Nachklänge mittelalterlicher Phantasie besitzt das Städtchen noch Anziehungskraft genug. Denn es finden sich hier, ausser der Schwanenburg, noch einige andere bemerkenswerthe Baudenkmäler der Vergangenheit, z. B. die katholische Stiftskirche, ein dreischiffiges Backsteingebäude mit einer Doppelthurmanlage aus dem 14. Jahrhundert. Dieses reichbegüterte Gotteshaus umfasst in den Chören der Seitenschiffe die Grabstätten mehrerer alter Herrscher des clevischen Landes. Und von einem anderen Gotteshaus in der Unterstadt, der ehemaligen Minoritenkirche, will ich bloss erwähnen, dass deren früherer Hochaltar, eine Anbetung der heiligen drei Könige, von dem begabten Rubensschüler Erasmus Quellinus im Jahre 1656 gemalt worden war . . .

Mehr noch als die Stadt lockte aber, seit etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die wundervolle Umgebung des gleichnamigen Badeortes mit seinen Eisenquellen im Sommer erholungsbedürftige Leute herbei. Um diese Rheingegend loben zu hören, muss man freilich zu unseren benachbarten Freunden, den Holländern, gehen, die hier das Hauptkontingent der jährlichen Badegäste stellen. Für sie liegt der Ort ausserordentlich

bequem; und wenn sie in Extrazügen, die allwöchentlich von Amsterdam abgelassen werden, auf der Bildfläche des kleinen Bahnhofes erscheinen, dann kann man eine förmliche Erregung unter denjenigen Bewohnern des industriearmen Städtchens beobachten, die von dem „Aderlass“ der Fremden zu leben gezwungen sind.

Um die Bade- und Trinkanlage Cleves zu erreichen, muss man bald nach Eintritt in die Stadt rechts in die Kavariner Landstrasse einbiegen. Diesem breiten, zum Theil mit hübschen Villen besetzten Fahrwege nähert sich der so malerische Hügelwald des neuen Thiergartens, hinter welchem der mächtige Reichswald, das uralte Jagdgehege Karls des Grossen, sich südlich bis Goch und westlich fast bis Nymegen ausdehnt. Und auf der entgegengesetzten Seite des Ortes giebt es Naturschönheiten nicht geringerer Art, üppige Felder, die mit gartenreichen Villegiaturen abwechseln, Alleen mit ganz alten hochstämmigen Bäumen und bewaldeten Hügelreihen, von deren Gipfeln man entzückten Auges in das lachende Rheinthale hineinschaut. Das ist die Gegend des alten Thiergartens, des Freudenbergs, des Freudenthals und Bergenthals, die gleichfalls belebt ist von Erinnerungen an die etwas stürmische Zeit des kurfürstlichen Regiments und des hoch- und kunstsinnigen Statthalters Johann Moritz von Nassau-Siegen. Mit dieser denkwürdigen Periode werden wir uns in den folgenden Abschnitten zu beschäftigen haben.\*)



Wir wissen, dass Friedrich Wilhelm schon in früher Jugend ein lebhaftes Interesse für Raritäten empfand. v. Raumer theilt in seiner Schrift über des Kurprinzen in Holland verbrachte Studienzeit (1634—1637) einen Brief aus Leyden mit, den der Prinz im April 1634 an Georg Wilhelm richtete und in welchem es u. A. heisst: „Weil ich bei einem Kaufmann, so erst aus Ostindien kommen und schöne Sachen mitgebracht, auch etliche achatene Messerschalen angetroffen, hab ich nicht unterlassen können, Euer Gnaden deroselben ein Paar zuzuschicken . . . und bitte Euer Gnaden ich in Unterthänigkeit, dieselbe wollen ge-

\*) Von histor. Beschreibungen Cleves hebe ich nur die Monographien von Scholten und von Velsen hervor.

meltes Paar achatene Messerschalen gnädig von mir fürlieb nehmen. Auch überschicke Euer Gnaden bei selbiger Gelegenheit etliche indianische grosse und kleine Rotanen oder Reitstöcke, darunter eine japanische Rotan ist, so viele Knöte hat und hochgehalten ist<sup>4</sup>. Hierin kündigt sich der spätere fürstliche Sammler an, der nach Antritt seiner Regierung (1642) trotz der Einschränkungen, zu welchen die wirthschaftliche Nothlage des Landes den Hof zwang, den hauptsächlich aus Cleve stammenden Antikenbesitz des Geheimraths Erasmus Seidel zu erwerben sich nicht versagen konnte<sup>5</sup>). In gleicher Eigenschaft tritt uns Friedrich Wilhelm im Jahre 1652 entgegen, als ihm sein clevischer Statthalter eine werthvolle Sammlung von exotischen und künstlerischen Objekten verkaufte. Der kurfürstliche Käufer stand damals gerade im Begriff, seine rheinische Residenz an der Seite seiner Gemahlin auf längere Zeit zu verlassen . . .

Es war im Herbst 1646, als er sich endlich entschloss, in Cleve Aufenthalt zu nehmen . . . Aber der Name ihres jungen Potentaten war den Bürgern dieses Ortes schon lange geläufig.

Im Februar 1620 hörten sie den Namen zum ersten Male von den Kanzeln herab, als man die Geburt des Kurprinzen auch hier durch Kirchengebet und öffentliche Danksagung feierte. Der clevische Geheimrath von Stick musste sich sofort auf die Reise machen, um diese Geburt am Hofe zu London und im Haag dem Prinzen Moritz von Oranien-Nassau mündlich zu melden . . . Es folgte nun eine Zeit, die den guten Leuten am Niederrhein maasslose Prüfungen auferlegte. In jenem Jahre 1636 hausten die Spanier schrecklich in der Stadt. Der Kurprinz hatte seine wissenschaftlichen Studien unterbrochen und weilte in der Nähe, im holländischen Kriegslager. Seinen Bitten gelang es wenigstens, nachdem der Feind kapitulirt, den Uebermuth der Sieger zu zügeln. Er schreibt darüber die folgenden bemerkenswerthen Zeilen an seinen kurfürstlichen Vater:

„Ew. Gnaden berichte ich hiemit unterthänig, was gestalt die Spanischen auch aus Cleve den 28. Aprilis stil. vet. gezogen sein, und hat Graf Wilhelm von Nassau der Feldmarschall Ew.

<sup>4</sup>) Diese Vorliebe bewahrte sich der Kurfürst bis an sein Lebensende. In einem Pariser Brief des Reisenden J. B. Tavernier vom 28. Juni 1685 heisst es: „Da ich weiss, dass Se. Churfl. Durchl. Raritäten liebt, fahnde ich hier auf Alles was rar ist und hoffe ich, dass eine Verzögerung nicht übel vermerkt werde, sobald ich nur die Ehre haben werde, ihm viele Curiositäten mitzuthellen, welche nicht weniger nützlich als ergötzlich sind.“ (Vgl. Friedländer in den Monatsb. d. Gesellsch. f. Erdkunde 1850.)

Gnaden darinnen gute Dienste und Affection bezeigt, auch in der Kapitulation fleissige Vorsehung gethan, dass der Stadt und dem Schloss kein weiter Schaden geschehen, und nichts ruinirt, noch daraus entwandt worden. Die Fortifikationen seind geschlichtet. Die Häuser in der Stadt sollen ziemlich verwüstet und durchbrochen sein, aber im Schloss ist alles ganz und ungeschändet geblieben, und die Gemächer seind noch ganz hübsch und im vorigen guten Wesen. Auch ist nichts daraus wegkommen, als nur etliche alte Kleider aus dem Schwanenthurm . . .

Ew. Gnaden unterthäniger gehorsamer Diener und Sohn  
Friedrich Wilhelm, Marggraf.  
Datum Arnehm den 1./11. May Ao. 1636<sup>a</sup>.



Eine gute Meinung hatte sich in Stadt und Land über den jungen Erben der brandenburgisch-preussischen Krone verbreitet. Man wünschte den warmherzigen Prinzen in der Stellung eines clevischen Statthalters. Aber dagegen erklärte sich der von Graf Schwarzenberg geleitete Kurfürst wiederholt und entschieden, obwohl er selber einst in jener Stellung am Niederrhein residirt hatte . . .

Also erst zehn Jahre später sollte Friedrich Wilhelm diese anmuthige Gegend wiedersehen. Vorläufig handelte es sich noch nicht um ernste Regierungsgeschäfte, um den wirthschaftlichen Wiederaufbau des durch den spanisch-holländischen Krieg noch immer völlig erschöpften Landes. Es galt bloss auf der Schwanenburg Vorbereitungen zum Empfang der künftigen Kurfürstin zu treffen. Denn Friedrich Wilhelm hatte endlich — wie Otto von Schwerin in seinem Erziehungsjournal\*) bemerkt — „im Namen des Allerhöchsten im J. 1646 beschlossen, Seiner Hoheit Prinz Friedrich Heinrichs von Oranien glorwürdigsten Angedenkens älteste Tochter Prinzessin Louise zu heirathen und zu dem Ende eine Reise nach dero Herzogthum Cleve vorgenommen“.

Am 29. September verliess der kurfürstliche Bräutigam Berlin. Um an dem glänzenden Hofe der Oranier standesgemäss zu erscheinen, entsandte er zuvor den Obristen Potthausen nach Hamburg zum Einkauf von Schmucksachen. Zu diesem Zweck

\*) a. a. O.

lieh ihm die Kurfürstin-Mutter 3000 Thaler. So einfach, prunklos es in seiner täglichen Umgebung aussah, so sehr liebte der junge Monarch, wie an andrer Stelle schon bemerkt, nach aussen zu repräsentiren und Festlichkeiten mit vielem Pomp zu begehen. Sein Hochzeitsgefolge, bestehend aus O. von Schwerin, Konrad von Burgsdorf und Erasmus Seidel, erhielt Prachtgewänder, seine Hofbedienung neue Livreen. Ausserdem schuf er sich eine Leibwache von 300 Reitern und 500 Musketieren. Gekleidet war er am Vermählungstage „in weissen Atlas mit goldenen Bordüren und einem reichen Besatz von Diamanten, so dass der Atlas darunter verschwand . . . Die kurfürstliche Braut erschien in einem Anzuge aus goldigem Stoff; die Schleppe von 9 Ellen wurde von ebenso vielen Grafen getragen. Auf ihrem Haupte trug sie eine Krone von Diamanten und Perlen“.\*)

Nachdem die Vermählung am 27. November wegen des schlechten Gesundheitszustandes des Vaters der Braut, des Prinzen-Statthalters, ziemlich geräuschlos gefeiert war, zog das junge kurfürstliche Paar gegen Ende Dezember in Cleve ein, wo es mit geringen Unterbrechungen bis Oktober 1649 residirte.

Von der freudigen Geburt des Kurprinzen Wilhelm Heinrich im Mai des voraufgegangenen Jahres nahm sogar jenes lateinisch geschriebene Tagebuch des Konstantin Huygens, des berühmten holländischen Staatsmannes und Dichters, Notiz. In den ehrwürdigen Sälen der Schwanenburg fand die Taufe statt, und einige Zeit darauf wurde hier Huygens als Gesandter in Audienz empfangen . . . Auf der Reise in die Mark starb der Kurprinz.

Zwei Mal hatte der Kurfürst währenddessen Cleve verlassen und den Haag aufsuchen müssen, schon im März und im Mai 1647. Sein erlauchter Schwiegervater, der Prinz von Oranien, war schwer erkrankt und am 14. März in der Frühe gestorben. Erst am 10. Mai veranstalteten die Generalstaaten ein feierliches Leichenbegängniss, das der Zeichenstift des Pieter Post, eines Architekten aus dem Freundeskreise des Huygens, durch eine Publikation verewigte (1651).

Welch ein tiefbewegender Anblick! Voran ging eine Gruppe von Leuten verschiedenen Standes, dann folgte der pompöse Wagen mit den sterblichen Ueberresten eines Feldherrn und Staatsmannes, unter dessen Führung die niederländische

\*) König a. a. O.

Republik zur Weltmacht erwachsen war. Die Zipfel des Leichentuches hielten der greise Feldmarschall Brederode und drei Verwandte des hohen Entschlafenen, darunter Graf Moritz von Nassau, und in der Nähe schritt die elastische schlanke Gestalt des jungen Hohenzollers, dann weiter der lange wehmüthige Zug der übrigen Leidtragenden . . . Friedrich Wilhelm hatte nicht bloss das glänzende militärische und staatsmännische Vorbild verloren, sondern auch den einzigen aufrichtigen Bundesgenossen.

Nach etwa zwanzigmonatlicher Abwesenheit nahm das kurfürstliche Paar abermals in Cleve einen längeren Aufenthalt von Juni 1651 bis September 1652. In der Zwischenzeit war die Leitung der dortigen Regierung den Händen eines Stellvertreters, jenes Johann Moritz von Nassau anvertraut.

Schon seit dem Frühjahr 1646 sollen Unterhandlungen geschwebt haben behufs Eintritt des Grafen in den kurbrandenburgischen Dienst. Kurfürst und Kurfürstin verehrten ihm ihre, von dem Pinsel eines Gerard van Honthorst, in ganzer Figur gemalten Bildnisse. \*) Seine Anstellung als Statthalter datirt vom 19. Oktober 1647 und bezieht sich auf das Herzogthum Cleve, die Grafschaft Mark und die Grafschaft Ravensberg, welche letztere indess vorübergehend von seiner Verwaltung getrennt wurde, bis sie ihm sammt dem Fürstenthum Minden später wieder zufiel. Die 1652 erfolgte Erhebung des Grafen und des ganzen nassauischen Hauses in den Reichsfürstenstand durch Kaiser Ferdinand III. geschah sicherlich nicht ohne Zuthun Kurbrandenburgs. In demselben Jahre wurde Moritz auch Meister des Johanniterordens zu Sonnenburg in der Mark.

Jene Befürchtung, dass zweien Herren unmöglich zu dienen sei, schien sich anfänglich bewahrheiten zu wollen. Waren die Generalstaaten im Jahre 1657 unwillig über den zu grossen Eifer des clevischen Statthalters, so war der Kurfürst vier Jahre darauf nicht minder ungnädig über den Ehrgeiz des holländischen Generals, der sich hinter seinem Rücken um die Würde eines Feldmarschalls der Republik bewarb, die ihm freilich erst 1665 zu Theil wurde. Aber diese Differenzen wurden auf beiden Seiten so rasch gelöst, wie sie entstanden waren. Moritz hat das in ihn gesetzte beiderseitige Vertrauen durch seine Lei-

\*) Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

stungen vollkommen gerechtfertigt und die ausserordentlichen Gunstbezeugungen redlich verdient, durch welche ihn der Kurfürst dauernd an sich zu fesseln suchte.

Mit Bezug auf dessen zweiten Aufenthalt in Cleve fliessen die Quellen recht spärlich. Nur dass hier im Januar 1652 die Verhältnisse des kurfürstlichen Hofstaates, der von Jahr zu Jahr anwuchs, materiell geregelt wurden, entnehmen wir aus dem Anhang des zweiten Bandes von Königs Historischer Schilderung von Berlin.

Nach einem Zeitraum von mehr als zwei Lustren begegnen wir der kurfürstliche Familie im Jahre 1661\*) abermals am Niederrhein. Nach dem kurzen Dasein eines zweiten Sohnes (Heinrich), war inzwischen die Geburt der Prinzen Karl Aemil und Friedrich erfolgt, die bereits zu lerneifrigen Kindern herangewachsen waren, als das Hoflager im November 1665 zum vierten Male nach Cleve verlegt wurde.



Das schon erwähnte Erziehungsjournal O. von Schwerins berichtet uns auch von verschiedenen intimen Vorgängen aus dem clevischen Hofleben der sechsziger Jahre, für den freundlichen Leser gewiss nicht ohne Interesse. Wir wollen sie einfach nach der Zeitfolge aneinanderreihen und mit einigen Ergänzungen versehen.

1665:

„Nov. 7. . . . Nach Essen sind die sämtlichen Clevischen Räte gekommen und haben den Prinzen gratuliret, dann der Churprinz selbst geantwortet, um 2 hat der Churprinz gezeichnet . . .“

Nov. 15. . . . nach welchem Fürst Moritz mit einigen Offizieren gekommen und Abschied genommen und wieder nach dem Lager gezogen . . .“

„9. Dez. . . . und darauf in dem Springenberg spazieren gefahren . . .“

\*) Der Kurfürst war bereits in den letzten Tagen des vorausgegangenen Jahres in Cleve.



(Von der Anlage und Ausschmückung des Springberges wird noch weiter unten die Rede sein.)

„15. Dez. . . . und darauf das Haus besehen, worin vor diesem die Prinzessin von Oranien logiret . . .“

1666:

„19. März . . . Nach Essen zu den Churfürstlichen Eltern gegangen, und weil der französische Abgesandte Mons. Colbert eben des Königs Praesente als ein grün sammeten Bett reich von Gold gesticket mit den zugehörigen Stühlen, schöne Tapeten, einen schönen Spiegel von Silber, Tisch mit 2 Gueridons und Silberne Krone mit Leuchtern praesentiret und solches Alles in der Churfürstin Kammern aufschlagen lassen, haben die Prinzen Urlaub erhalten, dabei zu bleiben . . .“

„23. März . . . um 2 sind die holländischen Dependirten, so von der Generalität (Generalstaaten) anhero geschicket, um mit S. Churf. Durchl. wegen der Campagne nach Münster zu deliberiren etc.“

„29. März . . . um 11 hat der holländische Gesandte die Prinzen besucht, auch an einen Jeden Schreiben von den Herren-Staaten gebracht und zu Mittag bei Ihnen gegessen . . .“

Liest man von diesem regen Gesandten-Verkehr am clevischen Hofe, so findet man die Worte, mit welchen L. v. Orlich die vorliegende kurze Geschichtsperiode kennzeichnet, nicht zu überschwänglich: „Friedrich Wilhelms Aufenthalt in Cleve im J. 1666 ist eine der glänzendsten Perioden seines politischen Lebens; alle Grossmächte Europas senden ausserordentliche Gesandte dahin, um sich des Beistandes oder Rathes dieses grossen Fürsten zu versichern“. Seiner damaligen Beziehungen zu den Holländern, bei Gelegenheit ihres Krieges gegen den Bischof von Münster und gegen England, hatten wir schon oben (S. 9) ausführlich gedacht. Wir hatten an jener Stelle auch die Reise geschildert, die Friedrich Wilhelm in Begleitung des Fürsten Moritz von Cleve nach Texel unternahm, um die unter Führung des Admirals de Ruyter gegen England ziehende holländische Kriegsflotte abfahren zu sehen.\*) Darauf bezieht sich die folgende Notiz im Schwerin'schen Journal:

„10. Mai . . . Des Abends auch wieder allda gegessen, und weil der Churfürst die Nacht nach Holland verreisen wollte,

\*) Vgl. oben S. 11/12.

haben Sie (die Prinzen) Abschied genommen, da Sie denn sehr geweinet“.

„24. Juli . . . Nach 11 sind wir in den Thiergarten gefahren, da Fürst Moritz die Prinzen, wie auch den jungen Prinzen von Nassau, tractiret. Um 3 wieder zurückgefahren“.

Natürlich weilte gelegentlich auch die Mutter der Kurfürstin Louise Henriette, die Prinzessin-Wittve von Oranien, auf der Schwanenburg. An ihrem Namenstag (28. August 1666) fand Festtafel statt, wobei der Kurprinz Karl Aemil die Gäste durch einen auswendig gelernten Vortrag erfreute. Schwerin verdanken wir eine genaue Skizze dieser Festtafel. Inmitten sass „Ihre Hoheit“, ihr zur Rechten der Kurfürst, dem als Tischnachbarin eine Fürstin von Nassau und dann der junge Prinz von Oranien folgte, derselbe, welcher später den Thron von England besteigen sollte. Auf der anderen Seite sassen die Kurfürstin und am linken Tafelflügel der Kurprinz zwischen einer Prinzessin von Kurland und seinem Bruder Friedrich. Unter den Gästen, die gegenüber der Prinzessin-Wittve an der Rückseite der länglichen Tafel sassen, heben wir nur den Statthalter Fürsten Moritz und den Erzieher der Prinzen, den Verfasser des Journals, hervor.

Auch am 15. Oktober gab es eine glänzende Festlichkeit auf der Schwanenburg, und zwar zu Ehren der clevischen Landstände, die an jenem Tage dem Kurfürsten ihre feierliche Huldigung darbrachten.

Zehn Tage darauf brach der Hof wieder von Cleve auf. Der Kurfürst und die Prinzen trennten sich zur Rückreise nach Berlin von der Kurfürstin, die sich nach dem Haag zu ihren oranischen Verwandten begab. Es spielte sich dabei eine rührende Familienscene ab. Die fürstliche Frau war schon damals, durch häufige Krankheiten geschwächt, keine blühende Erscheinung mehr. Ein Jahr darauf wurde sie den Ihrigen in der Heimath fortgerafft. Und im Jahre 1674 folgte ihr der Kurprinz Karl Aemil im Tode.

Noch einmal, im Sommer 1686, hatte die mit der kurfürstlichen Regierung längst versöhnte Stadt die Freude, Friedrich Wilhelm den Grossen in ihrer Mitte zu begrüßen. Es mochte seinerseits ein schmerzliches Wiedersehen gewesen sein. Hatte er doch seinen rheinisch-westfälischen Ländern im Frieden zu St. Germain (1679) das nicht zu verschmerzende Opfer des Verzichts auf das ganze Vorpommern bringen müssen. Dazu war

in demselben Jahre der Verlust seines treuen clevischen Statthalters Moritz von Nassau, dem nach einiger Zeit (1681) der Kurprinz im Amte folgte, gekommen . . . Vieles hatte sich inzwischen geändert. Wie einst, zur Zeit seiner ersten Ehe, das östliche Königsberg von der anmuthigsten seiner Residenzen, dem niederrheinischen Cleve verdrängt wurde, so verdrängte später Potsdam, der sonnige märkische Havelort, in seinem Herzen die freundliche Stadt des Helias Gral.



Als Johann Moritz von Nassau-Siegen sein kurbrandenburgisches Amt antrat, war, wie wir oben gehört haben, Cleve ein heruntergekommener, halb verfallener Ort, der noch durchaus nicht die Folgen jahrzehntelanger Wirrungen und Kämpfe überstanden hatte. Und als der Fürst hier das Zeitliche segnete, war die Residenz eine blühende, heitere, reizende Stätte.

Wie er das zu Wege brachte?

Ja, ein Mensch mit so eifriger Bethätigung seiner künstlerischen und praktisch-philosophischen Neigungen, wie Moritz, gleicht einem befruchtenden Regen, der, über eine Wiese geschwemmt, Alles zum Grünen und Blühen bringt. Unvermählt, hing er mit allen Fasern seines Herzens an dem durch Kunst und Wissenschaft veredelten Lebensgenuss. Am hügelreichen Niederrhein liess sich solchem Lebensgenuss wohl huldigen! Das erkannte der geübte Blick des Fürsten, der einst als holländischer Gouverneur im fernen Brasilien Moritzstadt und Boavista gegründet und die sumpfige Küstenstrecke von Pernambuco in ein zweites Eden verwandelt hatte . . .

Bezeichnend für den Charakter unseres Helden ist seine erste Unterredung mit dem Bürgermeister Niess auf dem Schlosse zu Cleve. Sie fand drei Tage nach seiner Ernennung am 22. Oktober 1647 statt. Laut Magistratsprotokoll fragte Moritz den p. Niess, „ob er wohl im Haag gewesen und dort die Alleen gesehen? Hier (in Cleve) hätte der Wayenberg einen trefflichen Prospekt . . . Also wollte Se. Excellenz vernehmen, ob er nit einige Wege als vom Mühlenberg und Galgenberg und sonsten bis zum obersten Theil dieses Wayenbergs gemacht werden möchten, so dass mit Karossen zu unseres gnädigen Churfürsten

und Herrn und dero Komitats sonderbarer Recreation vor und nach zu gebrauchen, welches der Herr Bürgermeister einem gesammten Magistrat vorzutragen auf sich genommen“. Magistrat beschliesst darauf, zunächst zu erfahren, wohin die Wege führen, wie lang und breit sie sein sollten und welche Entschädigung der Stadt angeboten werde. Dieses Bild wiederholt sich in fast regelmässigen Zeiträumen. Immer finden wir auf der einen Seite eine um ihre Eigenthumsrechte ängstlich besorgte, hartnäckige weltliche oder geistliche Behörde, auf der anderen Seite den unternehmungslustigen Statthalter, der, allen Schwierigkeiten zum Trotz, seine Verschönerungsprojekte verwirklicht.

Zunächst sind die Veränderungen innerhalb des Stadtschlosses, der Schwanenburg, zu erwähnen, bei deren Ausbau der Kurfürst seinem Statthalter völlig freie Hand liess. Die Burg, welche ehemals vier verschieden hohe Frontthürme besass, ist heute eine um zwei Höfe gruppirte, unregelmässige, aussen auffallend monotone Anlage von gewaltigen Dimensionen. In diese gleichmässig abgedeckte Baumasse bringt nur jener 1439 begonnene wuchtige Schwanenthurm an der Nordseite einiges Leben hinein. Ein Lokalhistoriker beklagt es, dass Moritz sich nicht einfach auf die Restauration des altelevischen Fürstensitzes beschränkt habe. Er vergisst dabei, dass frühere Jahrhunderte in solchen Dingen minder pietätvoll als unsere Gegenwart dachten und, entsprechend ihrem rein praktischen Gesichtspunkt, einfach kassirten, was ihnen bei den alten Bauten unnütz erschien, und ebenso naiv das Nothwendige hinzufügten. Schon 1651 handelte es sich um dringende Renovationen und um die Ausstattung einiger Gemächer mit Antwerpener Tapeten. Nachdem der Kurfürst dann zwölf Jahre später den ihm zugesandten Plan einer durchgreifenden Veränderung der Burg genehmigt, liess Johann Moritz im Hofe einen kurzen Querflügel an Stelle einer Terrasse, welche das sogenannte Herzog Johannsthor enthielt, errichten. Das jetzige Portal dieses Flügels zeigt als Dekoration das brandenburgische Wappen mit dem Kurhut und der Jahreszahl 1664.

Ferner liess Moritz den einen Hof ganz, den anderen blos an einer Seite mit Arkaden umgeben. Die Veränderungen im Innern betrafen das kurfürstliche Quartier, den grossen Speisesaal, sowie ein nach dem Bergabhang zu neu angelegtes Privatkabinet. Um dies Alles fertig zu bringen, liess Friedrich Wil-

helm eine gerade disponible Summe von 14 000 Thalern auf den Schlossbau verwenden. Dafür vernahm er auch von Moritz mit grosser Genugthuung, dass viele respektable Fremde von Nah und Fern herbeikämen, um die Schwanenburg in ihrer neuen Verfassung zu bewundern.

Noch am 26. November jenes Jahres 1664 waren Gelder für den Bau nöthig\*), doch schon wenige Tage darauf konnte Moritz seiner Gratulation zu den Zwillingen, welche die Kurfürstin geboren, die Worte hinzufügen: „Ew. Kurfürstl. Durchlaucht werden ein neues gemächliches Schloss . . . hiesige Stadt aus- und inwendig verziert allhier finden“.

Auf die Burg bezieht sich auch die Nachschrift eines Briefes des Statthalters vom 10. September 1664, die mir in ihrem treuherzigen Ton so charakteristisch für den Schreiber schien, dass ich sie dem Leser nicht vorenthalten wollte:

„Gnädigster Herr, allhier am Schloss unter Ew. Durchlaucht Kabinet hat am Hange des Berges den 28. August eine Nachtigall des Morgens und des Abends angefangen zu singen und continuiert darin annoch. Welches viele Menschen mit Verwunderung, ich auch selbst, angehört haben. Ut in litteris. Verhoffe, weil es ein lieblich Vögelein ist, was Gutes bedeuten werde“.

Weitere Zeugnisse von Moritz' Bauleidenschaft finden wir, selbst wenn wir seine übrigen von ihm architektonisch und gärtnerisch geschmückten Residenzen Wesel und Sonnenburg als nicht in den Rahmen unserer Schilderung gehörig ausnehmen, in seinen Wohngebäuden in und um Cleve. Nur nebenbei sei bemerkt, dass er hier, wie in Sonnenburg, für die Vergrösserung des reformirten Gotteshauses gegen Ende seines Lebens eine Geldsumme schenkte; desgleichen that der Kurfürst. Als dieser nach seiner ersten Vermählung in Cleve residirte, lag noch „des Kanzlers Haus“ in der Nähe der Burg, dicht an der Stadtmauer. Moritz' Absicht war nun, sich ein neues, bequemes und schön gelegenes Wohnhaus am Ende der Goldstrasse zu errichten. Gleichzeitig wollte er den hier befindlichen öffentlichen Verkehr beseitigen, indem er eine Nebenstrasse hinter der Pfarrkirche und dem Friedhofe projektirte, die durch ein neues Thor der alten Stadtmauer ins Freie führen sollte. Da ihn hieran aber die Eigen-

\*) Urkunden und Aktenstücke etc.

thumsrechte der Geistlichkeit hinderten, so griff er zu einer List. Er liess in einer geeigneten Nacht (1653) jene Mauer durchbrechen und ein bereit gehaltenes provisorisches Portal schleunigst einsetzen. Dieses Nassauer Thor wurde 1671 nach dem Plan eines Meisters Jansen erneuert. Von hier führt eine herrliche Lindenallee, die gleichfalls von Moritz angelegte, 2600 Schritt lange Nassauer Allee, nach dem Freudenberg, in der Richtung auf Xanten. Doch erst nach mehrjährigen Verhandlungen mit dem Kapitel, in die sich auch der Kurfürst einmischen musste, zu Anfang der sechziger Jahre, kam der Bauherr in die Lage, über ein genügend grosses Terrain für seinen Prinzenhof und einen daranstossenden Lustgarten zu verfügen. Es heisst, dass dieses einfache kleine Schloss, dessen Front im Grundriss eine dreigetheilte Linie mit zwei flach einspringenden Winkeln bildet, nach dem Plane Pieter Post's und unter Zuziehung des holländischen Generals van Dorp ausgeführt wurde. Heute ist der schlicht verputzte, auffallend schmucklose, mit einem kraftlosen Hauptgesims abschliessende Backsteinbau ein vornehmer, ziemlich abseits liegendes Hotel.

Dass Moritz an dieser einfachen Wohnstätte, die einen allerdings sehr schönen Ausblick ins Rheinthal gestattet, nicht Genüge fand, werden wir aus der folgenden Schilderung erfahren. Einen Aufenthalt im Prinzenhof scheint er nur im Winter oder, wenn ihn dringende Regierungsgeschäfte in der Stadt festhielten, genommen zu haben. Sonst flüchtete der intime Freund der freien landschaftlichen Natur vom Ufer des Kermesdaals am liebsten hinaus in die waldumkränzten Hügel der Umgebung Cleves, die er unermüdlich verschönerte. Hier müssen wir ihn nunmehr aufsuchen.



Schon während des ersten Aufenthalts des Grossen Kurfürsten in Cleve hatte Moritz seinen Blick auf das südlich von der Stadt gelegene, mit Hügeln, dichten Gehölzen, Wiesen und Gärten bedeckte Terrain geworfen; östlich davon fliesst jenes Flüsschen Kermesdaal mit seiner Verlängerung, dem Spoygraben. Im Jahre 1650 begann der Erwerb der hier gelegenen Besitzungen, der Gutshöfe Ruissberg, Elsberg u. s. w., sowie verschiedener

Flachländereien, die insgesamt nunmehr die Namen Freudenberg und Freudenthal empfangen. Die Moräste wurden ausgetrocknet, Gebäude errichtet, Alleen auf Deichen und Hügeln gepflanzt und Schmuckplätze angelegt, sodass das Ganze den Charakter eines fürstlichen Lustortes besass. Friedrich Wilhelm fand Gefallen an diesen schönen Veränderungen und übernahm Freudenberg und Freudenthal gegen Erstattung aller seinem Statthalter hierbei verursachten Kosten. Er beschloss sogar, auf dessen Ideen noch weiter einzugehen, die vorhandenen Weideplätze zur Pferdezucht auszunutzen, Fischteiche zu graben und aus den Gehölzen ein umzäuntes Jagdterrain zu machen. So entstand der sogenannte alte Thiergarten bei Cleve.

Im Revier des Freudenbergs baute sich Moritz ein Landhaus. In reizender Lage erhob es sich am Rande einer kleinen waldigen Anhöhe, rechts am Wege nach Berg und Thal; es brannte schon im Jahre 1669 bis auf den Grund ab. Nicht der Neubau, sondern die ursprüngliche Sommerresidenz des Nassauers interessirt uns. Hier befand sich u. A. ein grosser Saal, der nach Art eines Wintergartens so mit Baumrinden, Moos, Seemuscheln und Spiegelplatten ausgestattet war, dass sich der glückliche Besitzer unter dem freien südlichen Himmel seines einstigen brasilianischen Gouvernements wähen konnte. Ferner sieht man in den Akten des Staatsarchivs zu Berlin zwei Tuschzeichnungen von H. Feltmann (1654), von denen das eine Blatt eine Laube des Freudenbergs, das andere eine sonderbar geformte freistehende Säule auf Stufen darstellt.

Der Säulenschaft lässt oberhalb die Figur eines Ritters erkennen, der einen mächtigen Kranz mit dem Johanniter-Ordenskreuz trägt, die Spitze des Ganzen bildet eine Krone und ein aus Ringen zusammengesetztes Sonnensystem. Gleichzeitig mit der Entstehung des alten Thiergartens nahm auch die nähere südliche Umgebung der Stadt eine verschönerte Physiognomie an. Inmitten einer Kreuzungsstelle der oben erwähnten Nassauer Allee, die später von den Franzosen *allée royale* genannt wurde, mit verschiedenen anderen Wegen liess Moritz eine eiserne Feldschlange, die von der Belagerung von Schenkenschanz herrührte, aufrichten. Diese Kanone diente als Postament einer gleichfalls eisernen Statuette des Cupido, der mit Pfeil und Bogen auf einer Kugel stand. Rings herum waren vier umgestülpte Bombenkessel als Ruhesitze gruppiert.

Bei den Verschönerungen der Gegend wurde auf den male-  
rischen Wechsel von Anhöhen und Thälern Bedacht genommen.  
Und um diesen zu ermöglichen, liess der Fürst nach und nach  
an solchen Stellen künstliche Hügel herstellen, wo ein möglichst  
weiter und schöner Prospekt genossen werden konnte. Den zu-  
erst aufgeworfenen Hügel nannten die Landleute „Kiek in de  
Pott“, angeblich, weil der Fürst, wenn er bei seinen sehr frühen  
Morgenspaziergängen hier ankam, sich gern davon überzeugte,  
dass unten im Thale bei den Bauern schon der Schornstein  
rauchte, und unwillig darüber war, wenn er das Gegentheil be-  
merkte. Von den sieben Alleen, die ursprünglich zum Gipfel  
hinaufführten, nahmen drei in der Nähe des Cupidoplatzes ihren  
Anfang, sie bestanden aus Kastanien und Nussbäumen. Beim  
Cupido erhob sich auch die grössere Anhöhe des einst dicht be-  
laubten Sternbusches, dessen Spitze Moritz dadurch zum prächtigen  
Aussichtspunkte machte, dass er von hier aus auch Fahr-  
wege strahlenförmig durch das Dickicht schlagen liess. Als die  
Abreise Friedrich Wilhelms von Cleve im September 1652  
bevorstand, schloss er mit seinem Statthalter einen Ver-  
trag, wonach diesem der alte Thiergarten ad dies vitae nicht  
bloss zum Aufenthalt, sondern auch zur unbeschränkten Nutz-  
niessung übergeben wurde.

Zu diesem Kontrakt gab aber die schon erwähnte sogenannte  
brasilianische Sammlung Anlass, welche der Kurfürst unter allen  
Umständen besitzen wollte. Das provisorische Geschenk des Thier-  
gartens, dessen alleinigen Genuss sich Friedrich Wilhelm nur  
für einen etwa erfolgenden Besuch in Cleve vorbehielt, war näm-  
lich ein Aequivalent für die Summe von 50 000 Thalern, welche  
zum Ankauf jener Raritäten festgesetzt war. Indess bemerkt  
Moritz in einer Urkunde des Staatsarchivs zu Berlin ergänzend:  
„Anno 1652 habe den Freudenberg bekommen gegen einige rari-  
täten auf 50 M. Thaler estimirt; davon noch an Seiner Chur-  
fürstlichen Durchlaucht und Dero Erben zum Besten aus eigenem  
movement mit unterthänigster affection laut Contract 25 M.  
Thaler Ich freiwillig nachgelassen habe“. Diese Summe wurde  
später wohl vom Kurfürsten bezahlt.

In dem freiwilligen Nachlass bekundet sich Moritz' Dank-  
barkeit und seine in Geldangelegenheiten stets bewiesene vor-  
nehme Gesinnung. Die Abmachungen zwischen den hohen Par-  
teien finden sich übrigens unter den clevischen Akten des er-



wähnten Archivs, die auch das in zwei Fassungen vorhandene Verzeichniss jener aus 29 Nummern bestehenden Raritätensammlung enthalten. Wir lesen in dem Verzeichniss der Sammlung, die sich aus brasilianischen und afrikanischen Naturprodukten, aus wissenschaftlichen und künstlerischen Werken zusammensetzte, von Elfenbeinzähnen, geschnittenem Elfenbein, Sakardanenholz, ferner von Gemälden, Skulpturen, kunstvoll ausgeführten Gebrauchsobjekten, Waffen, illustrierten naturwissenschaftlichen und militärischen Büchern. Der Verbleib der Mehrzahl dieser Schätze ist heute nicht mehr nachweisbar. Die gedruckten Bücher und illuminirten Manuskripte dürften später grossentheils in den Besitz der Berliner königlichen Bibliothek gelangt sein.

Nur drei Nummern des Verzeichnisses seien des künstlerischen Interesses wegen hervorgehoben. No. 13 bezieht sich auf einige in Brasilien gefertigte landschaftliche Malereien, als deren Urheber Franz Post gehalten wird und zwar auf Grund einer Bemerkung des alten Künstlerbiographen Arnold Houbraken.\*) Die Bilder werden folgendermassen erläutert: „Sieben grosse Stück Schildereyen mit Oelfarben, 7 brabantische Ellen hoch jedes Stück, in einem grossen Saal als Tapeten zu gebrauchen, worin nach dem Leben und in Lebensgrösse repräsentirt worden die Indianer in unterschiedlichen Provinzen mit allen in jedweder befindlichen vierfüssigen und andern Thieren als Fische, Vögel, Schlangen, Würmern, Bäume, Früchten, Kräutern, Blumen, Alles schön angeordnet; Item noch 3 (? 9) kleine Stücke unter die Fenster, conform und nach Verhältniss der grossen. Und ist dergleichen niemals gemacht, noch in der Welt zu finden, daher es von den Kunstverständigen als unschätzbar erachtet wird“. Man vermuthet, dass diese Tapeten später als Geschenk des Kurfürsten an den dänischen Hof weiter gegeben worden sind und dass sie wohl mit jenen Darstellungen identisch sind, welche Humboldt (Kosmos II S. 85) auf dem Schlosse Fredericksborg bei Kopenhagen gesehen hatte. Unter No. 26 werden „2 Statuen, von Blei gegossen, in Lebensgrösse“ angeführt, über welche nichts Näheres bekannt ist; sie standen vielleicht im alten Berliner Lustgarten. No. 27 lautet: „Die vier Prinzen von Oranien, Brustbilder, in weissem Marmor künstlich ausgehauen, von dem Italienischen Meister Francesco Diessart“. Dass dieser Italiener kein anderer als der Wallone Franz Du-

\*) Gr. Schouwburg, übersetzt v. Wurzbach 1880. S. 294.

sart ist, kann nicht bezweifelt werden. Auf die betreffenden vier Büsten werden wir an anderer Stelle zurückkommen.

Doch kehren wir nach diesen Abschweifungen zu Johann Moritz und seinen clevischen Unternehmungen zurück.



Es war eine ältere Idee, auf welche der Statthalter im Jahre 1656 plötzlich zurückkam, als er mit dem Magistrat wegen Abtretung eines Theils des nahen Stadtwaldes gegen Ueberlassung des dem Kurfürsten gehörigen Maselberges erfolgreich unterhandelte. Wir hörten oben, dass Fürst Moritz bereits unmittelbar nach Uebernahme seines Postens in Cleve mit dem Bürgermeister eine, auf den nordwestlich von der Stadt gelegenen Wayenberg bezügliche, Unterredung gehabt hatte. Dieser Hügel hat für die Bürger durch seine Nähe besonderen Werth, weil es den Armen erlaubt war, hier Laubholz zu sammeln und in die Stadt zu tragen. Doch wollte der kurfürstliche Oberjägermeister von Hertefeld, auch nachdem der Statthalter mit der ihm eigenen Raschheit der Entschliessung die Verschönerung des neuen Terrains bereits begonnen, von dem Umtausch nichts wissen, weil der Maselberg, im Gegensatz zu dem schlechten Boden und dem schlechten Nadelholz des Stadtwaldes, den besten Boden und das schönste Holz besass und also trotz des geringen Umfanges einen weit grösseren Werth repräsentirte. Und um nun den Austausch im letzten Augenblick zu hintertreiben, traf er Vorbereitungen, auf dem Maselberg Holz herunterzuschlagen, was den Magistrat bestimmte, einen dementsprechenden Beschluss für seinen Stadtwald zu fassen, einen Beschluss, der den Statthalter in eine ungeheure Aufregung versetzte.

Bevor wir den Verlauf der Dinge weiter verfolgen, müssen wir zur Orientirung des Lesers, bezüglich des strittigen Terrains, bemerken, dass die Stadtberge gleich dem Maselberg Theile jenes uralten Reichswaldes bildeten, der sich zwischen den Ortschaften Nymegen, Cleve und Goch ausdehnt. Für den Statthalter und seine projektirte Anlage eines neuen Thiergartens handelte es sich in der Hauptsache und zunächst bloss um ein Stück des Stadtwaldes an der Kavariner Landstrasse, die in nordwestlicher Richtung nach Donsbrüggen und Nymegen führt.

Abgesehen von dem Wunsch, die landschaftlich herrlichsten Partien der Umgebung der Stadt allmählich sämmtlich in seinen Besitz zu bringen, um hier eine von Jedermann angestaunte kurfürstliche Sommerresidenz zu schaffen, mag noch ein besonderer Vorzug des Stadtwaldes Moritz' Interesse erweckt haben. Bestach ihn bei der südlichen Umgebung Cleves der anmuthige Wechsel von Berg und Thal, so kam hier im Nordwesten noch das Wasser als neues und wesentliches Element der Ausschmückung hinzu. Dicht an der Kavarinerstrasse, am Ostabhange des sogenannten Springberges, wo später der bereits erwähnte Badeort Cleve entstand, sprudelten nämlich verschiedene Quellen. Moritz fasste daher an dieser Stelle, welche den Mittelpunkt seiner Verschönerungen bilden sollte, von vornherein die Anlage von Fontainen ins Auge. Ja, noch mehr; er wählte hier den Ausgang einer nach Norden gerichteten Kanalverbindung mit dem Rhein und also mit den Hauptplätzen der nördlichen Niederlande. Schönheit und Nutzen sollten sich dabei die Hände reichen. Denn einerseits passt das tiefdunkle, mit Bäumen besetzte Wasser des Kanals, der einen Fernblick über den Rhein nach dem Eltener Berg und dessen Kirchthurm gestattet, überraschend schön in den Rahmen des künstlich veränderten Landschaftspanoramas; andererseits galt es für den an Nahrungsquellen gewiss nicht reichen Ort eine vielleicht ergiebige Schifffahrt zu begründen.

Eine Rheinverbindung bestand übrigens schon, und zwar durch den weiter östlich fliessenden Spoygraben, der indess eine Strecke weit für Lastfahrzeuge völlig unzureichend und erst in der Nähe der Schleuse schiffbar war. Auch letzteres scheint ein Verdienst unseres Helden zu repräsentiren, wie ich aus der Nachschrift eines am 4. Dezember 1658 an den Kurfürsten gerichteten Berichts zu entnehmen glaube. Sie lautet: „Ein grosses Schiff liegt allhiero an der Steinbrücke, mit welchem ich morgen, beliebt es Gott, nach dem Haag werde fahren; ist das erste, so durch die Schleuse kommt“.

Aus einem früheren Schreiben des Statthalters, welches am 27. September 1656 an den Kurfürsten gerichtet wurde, geht hervor, dass jener die Ausführung seines neuen Lieblingsplanes mit ausserordentlichem Eifer hatte beginnen lassen, trotzdem die Frage der Entschädigung für die Stadt noch in keiner Weise erledigt war. Moritz schreibt u. a.: „Ew. Durchlaucht wollen mir festiglich glauben, hab auf meine Kosten diesen Ort mit

Durchhauen von Alleen und mit Fontainen und Anderem so accomodirt, dass Ew. Durchlaucht contentement darob nehmen werden. Tausent von Menschen kommen diesen Ort sehen und müssen selbigen loben. Graf Christian von Dohna\*) hat ihn in Augenschein genommen, auch meine Dessenine begriffen . . .  
 x Werde Alles auf meine Kosten verfertigen lassen und um Ew. Durchlaucht gütiges Urtheil anhalten“. Mit grossem Aufwand von Worten und einem fast jugendlich erscheinenden Enthusiasmus sucht er sodann alle berechtigten oder doch möglichen Bedenken, noch bevor sie der Kurfürst geäussert, im Keime zu unterdrücken. Er schildert seinem Herrn schliesslich auch die praktischen Vortheile dieses neuen Thiergartens, wo „man ein Gestüt kann halten, dazu ist kein bequemerer Ort in der Welt als dieser, wegen der Wiesen und Berge und was davon dependirt“.

Angesichts der Eigenmächtigkeit und Schnelligkeit, womit Moritz auf fremdem Grund und Boden drauflos wirthschaftete, wurde der guten Stadtbehörde doch angst und bange. Bürgermeister, Schöffen und Rätthe von Cleve richteten deshalb an den Kurfürsten ein Memorial, in welchem es heisst: „Durchlachtigster Churfürst, gnädigster Herr. Es haben am 4. Augusti verwichenen 1656. Jahres des Herrn Statthalters Prinzen Moritz zu Nassau u. s. w. Uns in Gnaden zu erkennen gegeben, welcher gestalt gut gefunden hatten, an hiesiger Springen eine vortreffliche Fontaine erbauen zu lassen, und dahero gnädig gesonnen, dass selbiger Ort sammt einem Distrikt von dieser Stadt Berg und Wald . . . Ew. Durchlaucht zum gnädigsten Gefallen abzutreten . . . Ob nun wohl dieser Ort fast das beste Theil des ganzen Stadtberges ist . . . so haben wir dennoch aus sonderbarer zu Ew. Durchlaucht tragender unterthänigster devotion mit Vorwissen und Bewilligung dieser Stadt . . . in Ausrodung der Alleen gewilligt u. s. w.“ Nach solcher Betonung ihrer Zugeständnisse treten dann die Stadtvertreter mit ihren berechtigten, aber noch immer unerfüllt gebliebenen Forderungen hervor. Sicherlich war Moritz nicht schuld, wenn durch die hartnäckige Weigerung des kurfürstlichen Oberjägermeisters, den Maselberg

\*) Gemeint ist Christian Albrecht von Dohna, der seit 1656 Gouverneur von Küstrin war. Dessen Vater (Christoph) und älterer Bruder (Friedrich) standen in holländischen Diensten und mit den Oranieren auf freundschaftlichem Fusse.

herzugeben, die Entschädigungsfrage so hohe Schwierigkeiten verursachte.

In seiner Aufregung und Furcht, die Stadt werde gerade die schönsten Bäume seines künftigen Besitzes herunterschlagen, richtete er am 8. August 1657 ein für die Beurtheilung seiner Person höchst merkwürdiges Schreiben an das kurfürstliche Hoflager: „Den Ort, welchen zu Ew. Durchlaucht delectation allhier hab auserwählt, wird unter der Hand so admirabel schön und angenehm, dass viele vornehme und auch gewöhnliche Leute aus Holland kommen express und allein diesen Ort zu sehen, mit Verwunderung, dass die Fontainen so hoch haben können getrieben werden“. Weiter schreibt er, dass er mit grosser Mühe so viel von dem Eigenthum des Magistrats erlangt habe, um Alles nach seinem Sinn machen zu können, und zwar in der Hoffnung, dass der Kurfürst der Stadt ein Aequivalent in dem Maselberg, auf dem diese nunmehr energisch bestände, gewähren würde. Damit nun der Kurfürst nicht zu kurz käme, seien zur Begutachtung neutrale Personen zugezogen worden, deren Protokoll beiliege. Weil aber der Oberjägermeister von Hertefeld den Maselberg dieses Jahres abzuschlagen beabsichtige, so werde die Stadt solches auch in ihrem Walde thun, wodurch „dieser schöne Ort, der weder in Italien noch Frankreich seines Gleichen hat, geschändet und Alles, was bis jetzt gemacht, verloren sein würde“. Daran knüpft er nun die Bitte, dem Oberjägermeister das Abhauen des Maselbergwaldes schleunigst zu untersagen, so lange bis sich der Kurfürst persönlich oder durch Abgesandte von der Trefflichkeit des neuen Werkes unterrichtet hätte. Sonst würde er, nachdem das Unglück geschehen, zweifellos den von Hertefeld und alle übrigen Schuldigen in den tiefsten Abgrund der Hölle verfluchen, wodurch freilich nichts wieder gut zu machen wäre.

Dieses fulminante Schreiben verfehlte natürlich nicht den gewünschten Zweck, und dem Oberjägermeister wurde durch eine kurfürstliche Verfügung aus Königsberg (datirt 24. August 1657) das Abhauen auf dem Maselberg bis auf Weiteres streng untersagt. Am interessantesten aber ist für uns an dem Schreiben des Statthalters wieder jene Nachschrift, die mit Bezug auf einen der berühmtesten Architekten der Zeit bemerkt: „Monsieur van Kampen ist allhier, kann selben von diesem Ort nicht abkriegen, ordonnirt noch viele schöne Sachen, Alles ohne Kosten“.

Jakob van Kampen, der Schöpfer des Amsterdamer Rathhauses, dessen titellose Vornehmheit durch das französische „Monsieur“ ausgedrückt erscheint, wird dem Fürsten eine ideal wirkende Staffage für die Fontainen, die „so hoch haben können getrieben werden“, ordonnirt haben. Er, der uneigennützigste Gehilfe befreundeter Edelleute und Stadtregerungen, der einflussreiche Verehrer der Antike, wird für diese Staffage am Abhang des Springberges die Form eines Terrassen-Amphitheaters vorgegeben haben, das später durch den halbrunden Hallenbau König Friedrichs I. erst seinen Abschluss erhalten sollte. Diese Muthmaassung hat viel für sich. Und ich nehme an, dass van Kampen entweder auf Moritz' Einladung hierher gekommen war, und dann kann sich sein Projektiren nur auf dessen damalige Lieb-lingsschöpfung bezogen haben, oder sich im Einverständniss mit dem Amsterdamer Magistrat in Cleve vorübergehend aufhielt. Denn letzterer beabsichtigte wohl damals schon, dem Fürsten mit einem künstlerischen Geschenk eine Freude zu bereiten. Vielleicht sollte der Meister die Wünsche des hohen Kunstfreundes zu erfahren suchen. Drei Jahre darauf kamen von Amsterdam die Geschenke an. Das Hauptstück war eine Statue der kriegsgerüsteten Pallas, aber eine Minerva Tritonia, wie sie der holländische Dichter Vondel sehr richtig nennt.

Kriegsstürme haben der Schöpfung des Nassauers längst ein vorzeitiges Ende bereitet. Das Amphitheater bei Cleve, auch der goldene (oder kupferne) Knopf genannt, besitzt heute ein ganz anderes, minder kunstvolles Aussehen als ehemals. Wir müssen uns daher das ursprüngliche mannigfaltige Bild, an der Hand mittelmässiger alter Abbildungen und kurzer Beschreibungen, zu rekonstruiren versuchen. Gegenüber dem Fuss des Berges, dicht an der Landstrasse, erhob sich eine Bildsäule mit dem sogenannten eisernen Mann, der nur aus einer vollständigen eisernen Panzerrüstung mit grossen Sporen, einem langen Schwert und einem altdeutschen Streitkolben in der Rechten bestand. Einige beziehen diesen eisernen Mann auf den holländischen Attila, Maarten van Rossem, den Geldernschen Kriegsobersten und Bauherrn zur Zeit Karls V., während Andere, wohl mit zweifellosem Recht, von dem tapfern Martin Schenk von Nydeck, dem Erbauer der benachbarten Schenkenschanz sprechen. Der

Künstler liess die hohe Säule auf Kugeln ruhen und stellte sie auf ein Postament, indem er hier die Inschrift anbrachte:

Omnes natura judices non artifices fecit.

Als König Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1788 Cleve besuchte, legte man dem eisernen Ritter ein poetisches Willkommen in den Mund, welches die Verse enthielt:

In meinem Leben war ich brav und bieder, diente gern  
 In Krieg und Frieden meinem Landesherrn.  
 Drum stellte, als ich starb, mich Frau Natur  
 Zum stummen Wächter dieser reizerfüllten Flur.  
 Hier hatt' ich Musse, Lustren lang, herumzugaffen,  
 Sah Moritz neue Lustgefilde schaffen,  
 Sah manches Herz hier laut und manches still entzückt,  
 Doch nichts hab' ich Merkwürdig'eres erblickt,  
 Als dass ein Amsterdam Minervens kostbar Bild  
 Hier hingesezt, und dass gerad' zu meinen Füßen  
 Zween Löwen gar das Wappenschild  
 Der stolzen Stadt demüthig halten müssen . . .

Von den vier Fontainen des Bergabhanges sprudelte die unterste in der Höhe von 24 Fuss aus dem Schnabel eines schwarzen Adlers. Rings herum stiegen kleinere Wasserstrahlen empor, während an der Hinterseite des Bassins ein abgestuftes Grottenwerk einen Wasserfall hervorrief, der dem Munde zweier Tritonen und einer bizarren Maske entquoll. Ganz zu unterst aber bildeten hier zwei heraldisch gemeisselte Löwen, die zu den erwähnten Geschenken Amsterdams gehörten und die Wappen jener Stadt und der Provinz Holland hielten, den Abschluss des Ganzen. Die zweite Fontaine mit ihren sternförmigen Wasserstrahlen nahm sich einfacher aus. Die dritte enthielt inmitten einen auf einem Delphin schwimmenden Cupido, der aus einer Muschel Wasser blies, ferner zwei wasserspeiende Enten. Und ganz zu oberst bildete die Statue der Minerva aus weissem Marmor die Hauptzierde der vierten Fontaine und des ganzen, sonst noch mit Vasen und Urnen geschmückten Amphitheaters.

Von den Wenigsten nach ihrem künstlerischen Werth geschätzt, wird diese Statue gelegentlich wohl nach einer Legende beurtheilt, an der lediglich das hohe Maass der Uebertreibung bemerkenswerth erscheint. Hierauf nimmt G. von Velsen Bezug, indem er in seiner kleinen Beschreibung von Cleve bemerkt: „Die Angabe, dass das Werk 100 000 holländische Gulden ge-

kostet haben soll, wollen wir dahingestellt sein lassen, um so mehr, da nicht einmal der Name des Künstlers auf die Nachwelt gekommen ist“. Beides aber ist ein Irrthum. Denn einerseits wissen wir jetzt, dass die marmorne Figur nur 1800 Gulden gekostet, andererseits wird der Name des Bildhauers schon in einem schwungvollen Poem Joost van den Vondels, welches den Titel „Armipotens belli praeses, Tritonia virgo“ führt, genannt. Der Meister heisst Artus Quellinus d. A.: der „Artus Phidias“ oder „Phidias Quellin“ oder „Erzbildhauer der Stadt Amsterdam“ — unter welchem Ehrennamen jener holländische Panegyrist den in der That tüchtigsten niederländischen Bildhauer seiner Zeit verherrlicht hat. Fürwahr, eine Pallas Tritonia oder Tritogeneia, das ist eine dem Gefühl des Holländers adäquate Vorstellung dieser Göttin der Weisheit und Tapferkeit. Diese Auffassung der jungfräulichen Göttin als Seebeherrscherin entspricht verschiedenen uralten hellenischen Sagen, von denen diejenige, welche sich auf das Flösschen Triton in Böotien bezieht, am bekanntesten ist. Das Vondel'sche Gedicht beweist aber auch, dass sowohl Pallas Athene, wie auch der unter ihr auf einem Delphin reitende Cupido nicht ohne Anspielung auf den unvermählt gebliebenen Fürsten gewählt worden sind. In freier eigener Uebersetzung lauten die drei ersten Strophen des Gedichts:

Die Weisheit, stolz auf ihr rechtmässig Wappen,  
Nicht die entsprungen Jupiters Gehirn,  
Vielmehr dem Haupt des Phidias Quellin,  
Sie glänzt, durch Geist und Kunst geschaffen.

Moritz wollt sich vor Weiberfesseln hüten;  
Doch lüftet's ihn auf seine alten Tag',  
Sobald der Held die weise Pallas sah,  
Ihr seine Hand in Liebe anzubieten.

Und unser Rathhaus hilft die Eh' vollziehen,  
Verehrt dem Fürsten dieses Heldenbild;  
Mit Amstels Kreuz, dem stolzen Wappenschild,  
Soll es als Schmuck der Fürstenquelle dienen . . .





Bei allen Lokalschriftstellern, welche von dieser Statue Notiz nahmen, finde ich Moritz und nicht den Kurfürsten als den unmittelbaren Empfänger der Amsterdamer Geschenke angegeben; mittelbar kam der letztere natürlich in den Besitz aller Kunstobjekte, welche den neuen Thiergarten schmückten. Um so mehr überraschte mich vor einiger Zeit die Nachricht, dass bei Gelegenheit des Besuchs Kaiser Wilhelms II. am holländischen Hofe (1891) ein auf die Schenkung der Minerva an Kurfürst Friedrich Wilhelm bezügliches Dokument zur Kenntniss des Kaisers gelangt sei. Ich liess mir eine Abschrift dieses Dokumentes kommen\*) und stelle fest, dass, trotz einer allerdings abweichenden Angabe, dennoch an der herkömmlichen Auffassung der Geschenke Angelegenheit nicht zu zweifeln ist.

Die mir vorliegende Resolution der Amsterdamer Schatzmeister entspricht vollkommen der Quelle Vondels, welcher als lebhaft theilnehmender Zeuge sicherlich gut eingeweiht gewesen sein wird. Sie lautet: „23. Oktober 1659, Syn de Heeren Thesaurieren overeengekomen met Artus Quellinus, dat hy sal maken een Pallasbeeld van acht voeten hoogh op een vase van vier dolphynen, volgens modelle daarvan aen de Heeren Burgemeesteren vertoont, omme volgens ordre van de Heeren Burgemeesteren aan Prins Maurits tot eene fontaine te Cleff vereert te worden voor de Somme van 1800 Gulden.

Demgegenüber halte ich den folgenden Vermerk in den Rechnungsbüchern der Stadt für weit weniger beweiskräftig: „6. Oktober 1660. Aan Artus Quillien voor het Pallas beelt by d' Heeren Burgemeesteren vereert aan zyne vorstelyke doorluchtigheid van Brandenburg tot een fonteyn tot Cleeff... 1800 Guldens“. Mir scheint hier lediglich ein sehr begreifliches Versehen von Seiten des Schreibers oder Buchhalters vorzuliegen. Wenn aber wirklich der Statthalter zu Gunsten seines kurfürstlichen Herrn auf die ehrenvollen Geschenke der Metropole Verzicht geleistet haben sollte, was gewiss seinem grossmüthigen Charakter entspräche, so hätte Vondel wohl auch darauf bedeutungsvoll angespielt und seinen poetischen Gedanken mit Bezug auf Moritz und Pallas Athene leicht eine etwas andere Wendung geben können.

\*) Herr C. T. J. Louis Rieber, Architect-Ingenieur zu Amsterdam, hatte die Güte mir die Extracte von Herrn de Roever, Archivar der Stadt Amsterdam, zu besorgen.

Moritz zu beschenken lag übrigens damals nahe Veranlassung. Im Sommer 1659 hielt er sich einige Zeit in Holland auf, als gerade ein freudiges Familienereigniss im Hause Oranien-Nassau dazu beitrug, eine Annäherung zwischen Amsterdam, wo die anti-oranische Partei allmächtig am Ruder stand, und jenem fürstlichen Hause herbeizuführen. Im August 1659 fanden im Haag die schon oben erwähnten Festlichkeiten, aus Anlass der Vermählung der dritten Tochter Friedrich Heinrichs, Prinzessin Henriette Katharina von Oranien, mit dem Fürsten und kurbrandenburgischen Statthalter Johann Georg von Anhalt, statt. Allein die Kurfürstin von Brandenburg war aus der Ferne herbeigeeilt\*). Nun liess sich der Magistrat der reichsten Handelsstadt Europas nicht die Ehre entgehen, die ganze hohe Hochzeitsgesellschaft nach Amsterdam einzuladen. Auf dem Rathhaus am Dam wurden Fürsten und Fürstinnen gastfreundlich empfangen und durch einen glänzenden Festzug überrascht, dessen allegorische Bestandtheile von dem Dichter Jan Vos erdacht waren. Die darauffolgende theatralische Aufführung in der Stadschouwburg gipfelte in einer prächtigen Apotheose des neuvermählten Paares, in dessen Nähe Johann Moritz stand, und zwar umringt von den personificirten Kolonien Brasilien, Guinea und Angola.

Ueberhaupt nahm Fürst Moritz jederzeit regen Antheil an den Ehrenfesten der grossen Handelsstadt, deren Poeten zum Dank dafür um seine Volksthümlichkeit recht eifrig bemüht waren. Er sandte den Bürgermeistern für ihre öffentlichen Mahlzeiten von Jahr zu Jahr Wildpret aus den beiden Thiergärten seiner Residenz. Und die Empfänger blieben wahrlich hinter diesen Geschenken nicht zurück, als sie ihm die Minerva Tritonia, vielleicht auf Vorschlag van Kampens, zur besonderen Zierde seiner Liebblingsschöpfung, des Amphitheaters bei Cleve, von dem Meissel ihres tüchtigsten Bildhauers fertigen liessen. Ein anderes Geschenk der Metropole war ein starker Band Radierungen in Folio nach den berühmten Amsterdamer Schöpfungen des Artus Quellinus. Ihr Urheber, ein älterer Bruder des Bildhauers, Hubert Quellinus, hatte dieses Geschenk-Exemplar im Jahre 1655 den Bürgermeistern Franz Banning Cocq, Johann Huydekooper, Nicolaus Tulp u. s. w. mit einem ausführlichen lateinischen Widmungsschreiben eigenhändig überreicht. Man sieht heute auf

\*) Sie reiste im Juli von Schleswig nach dem Haag; am 5. August berieth man in Cleve über eine Deputation, welche die Landesmutter im Haag begrüßen sollte.

dem Titelblatt den charakteristischen handschriftlichen Namenszug des Statthalters: J. Moritz F. zu Nassau 1664; der werthvolle Band ist jetzt Besitz der Berliner Königlichen Bibliothek.

Was nun die Pallas-Statue betrifft, so bildet sie gleichzeitig eine wünschenswerthe Ergänzung der Götterreihe, welche der Meister kurz zuvor im Innern des Amsterdamer Rathhauses geschaffen hatte. Dort sehen wir nämlich Jupiter, Apollo, Merkur, Diana, Mars, Venus, Saturn und Cybele, kräftige Hochreliefs von 6 Fuss 7 Zoll Höhe. Quellinus d. A. verleugnet in diesen Schöpfungen, die eine edle realistische, keineswegs derb sinnliche Formengebung mit eigenartiger, ja gedankenvoller Charakteristik verbinden und die man nicht nach den ganz in's rubensartige übertragenen Radierungen seines Bruders, sondern möglichst nach den kleinen Thon-Originalen des Ryksmuseums beurtheilen soll, durchaus nicht seine vlämische Abkunft. Aber mir scheint, dass dieser Künstler in seinen maassgebenden Arbeiten eine noch stärkere Hinneigung zu Italien bekundet, als selbst van Dyck in seiner von dem Süden abhängigsten Periode, dass der ältere Quellinus noch mehr von dem aus Florenz stammenden Venetianer Sansovino lernte, als von Rubens und dass endlich auf seine spätere künstlerische Entwicklung die Beziehungen zu Holland erheblich eingewirkt haben. So kam es, dass er auf diesem Boden die menschliche Erscheinung schlichter, wahrheitsgemässer als viele seiner vlämischen Genossen, zuletzt sogar völlig unabhängig von Rubens auffasste. Letzteres beweist gerade die Minerva, aber sie zeigt leider auch eine gewisse Ernüchterung seines früher so kräftigen plastischen Empfindens.

Die Göttin ist vom Künstler als ein schlankes Mädchen mit ernsten, aber sehr jugendlichen Zügen dargestellt, jugendlicher als die ihr entfernt ähnliche antike Minerva Giustiniani.\*) So steht sie inmitten eines runden Bassins auf einer Erdkugel, die von einer kräftig geformten Vase ungeschlossen ist. Vorn befindet sich an letzterer das Amsterdamer Stadtwappen, an den vier Ecken des Sockels sieht man vier Delphine, die ehemals je zwei Wasserstrahlen von sich bliesen. Die Göttin, zu deren Füßen sich ihr Attribut, die Eule anschmiegt, steht in ruhiger Haltung, gerüstet vor uns, die Rechte ist erhoben und hält einen auf die Kugel gestützten Speer. Ihr nachdenklich ge-

\*) Noch grösser ist ihre Aehnlichkeit mit der Minerva der Münchener Glyptothek (Saal V. No. 86).

senktes Haupt trägt einen lorbeerbekränzten Helm mit Federschmuck; das Haar ist geflochten und hochgesteckt. Die Brust, an welcher das weite hemdartige Untergewand sichtbar ist, schützt ein Panzerkragen mit dem Gorgoneion. Und indem der Künstler die Göttin so darstellte, dass sie die von dem Mantel umhüllte Linke energisch in die Seite stemmt und das rechte Knie gleichzeitig wenig erhebt, ergab sich für ihn eine sehr natürliche Anordnung des faltenreichen langen Obergewandes. Dasselbe ist von der Schulter des erhobenen Armes herabgefallen und bildet um die Taille einen Wulst, während durch das linksseitige Anziehen des Mantels der rechte Fuss und ein Theil der Wade entblösst wird. So realistisch das Alles wirkt, so kann man doch beim Betrachten der überlebensgrossen Figur von der Seite und auch von hinten nicht gerade behaupten, dass hier sich durchweg Wahrheit und Schönheit decken. Aber wir werden noch hören, dass die gegenwärtige Wirkung der Minerva durch eine brutale Verstümmelung und unglückliche Restauration der Statue mitbedingt erscheint.

Moritz blieb bei der Verschönerung des Springbergs indess nicht stehen, er wandte z. B. auch dem ihm von Anbeginn als Aussichtspunkt besonders günstig erscheinenden Wayenberg sein Interesse zu. Er liess diesen künstlich erhöhen und in der Art bepflanzen, dass von seiner Spitze zwölf Alleen hinabführten und zugleich die überraschendsten Fernsichten nach interessanten Punkten der engern und weitem, bis nach Holland reichenden Umgebung Cleves eröffneten. So sah man auf dem Gipfel des seitdem Sternberg genannten Hügels, wie durch Guckkästen, in der Ferne den spätgothischen Kirchthurm von Rhenen im Utrechtschen, dann den Thurm der St. Eusebiuskirche von Arnhem in Gelderland, den Eltenerberg, ferner Doesburg an der Yssel und die Städte Nymegen, Kalkar, Gennepe und in der Nähe die Schwanenburg und manches Andere.

Auf weitere Einzelheiten bezüglich des neuen Thiergartens ausführlicher einzugehen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Selbstverständlich konnte sich Moritz das Vergnügen nicht versagen, auch hier ein kleines Lustschloss zu bauen und dasselbe nach seinem Geschmack auszustatten. Ferner wurden dem nicht unbeträchtlichen Personal, das aus einem Fontainenmeister, einem Kastellan, einem Hofgärtner, drei Pfortnern und mehreren Gehilfen bestand, Wohnungen gebaut. Die Pfortner hatten die

drei Eingänge des 740 preuss. Morgen umfassenden, rundum eingehetzten Thiergartens zu bewachen. Die bedeutenden Ausgaben für Alles hatte der unermüdliche Statthalter mehrere Jahre hindurch aus eigenen Mitteln bestritten, und erst durch kurfürstliches Rescript vom 2. September 1662 erlangte er eine namhafte Entschädigung, die ihm aus der landesherrlichen Kasse monatlich gezahlt werden sollte, unter der Verpflichtung seinerseits, den neuen Thiergarten mit sämmtlichen Gebäuden, Anlagen, Skulpturen und Wasserkünsten in gutem Stande zu erhalten. Eine definitive Regelung aller auf die beiden Thiergärten bezüglichen gegenseitigen Verpflichtungen fand erst durch das am 26. August 1667 aus dem Kloster Zinna abgesandte Rescript Friedrich Wilhelms statt.



Damals liess Moritz nichts auf seine Schöpfung des neuen Thiergartens kommen, der er eine dauernde Wichtigkeit beimaass. Man erzählt sich, wie entrüstet der alte hohe Herr war, als ihm einst die folgende, von einer gewöhnlichen Gesinnung zeugende Inschrift an der Gartenthür eines gewissen Lamers zu Gesicht kam: Als de boom is groot, so is de pooter dood, d. h.:

Wenn der Baum gross ist,  
Dann sein Pflanzer todt ist.

Er soll den Mann zu sich entboten haben, um ihn persönlich von der Verkehrtheit dieses Spruches zu überzeugen, so dass Jener die Worte änderte in: Bouwen, grawen, planten laet uw niet verdrieten, soo sult gy en die naar uw komen het genieten, d. h.

Bauen, graben, pflanzen, lasst's Euch nicht verdriessen,  
Denn die nach Euch kommen, werden's noch geniessen.

Ob erfunden oder nicht — diese hübsche Episode entspricht nur zu sehr dem Charakter unseres Helden, der hier schliesslich sogar ein Grabmal besitzen wollte, zur bleibenden Erinnerung für die Nachkommen, denen die Reize des Springbergs und des Sternbergs erst durch die Zerstörungslust einer unverständigen Generation verkümmert wurden.

Die Frage eines Grabmals, die ihn schon früher einmal vorübergehend beschäftigt haben soll, tauchte von Neuem nach einem Unfall auf, der sein Leben im Januar 1665 in

schwere Gefahr brachte. Bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses des friesischen Statthalters Wilhelm Friedrichs, dessen Gemahlin Albertine Agnes eine jüngere Schwester der Kurfürstin von Brandenburg war, in Westfriesland anwesend, ritt er eines Tages mit grossem Gefolge in der Universitätsstadt Franeker über eine Hängebrücke, welche der Last so vieler Reiter nicht gewachsen war. Sie brach zusammen, und Moritz kam dabei unter den Knäuel der mit dem Tode des Ertrinkens kämpfenden, wild um sich schlagenden Rosse. Wie durch ein Wunder wurde er aus dieser grässlichen Lage befreit, aber ein Zittern seiner Hände, das man auch an seinen späteren Briefen erkennen kann, verblieb ihm in Folge dessen zeitlebens. Noch heute findet man eine auf dieses Ereigniss bezügliche Inschrift an einer Hausmauer neben jener noch vorhandenen Brücke.

Unter dem seelischen Drucke des geschilderten Erlebnisses erfüllte ihn fortan der Gedanke an seinen Tod und zugleich die Sorge um eine würdige Bestattung. Als der Kurfürst gegen Ende 1665 nach Cleve kam, war auch hiervon die Rede. An einem idyllisch gelegenen Punkte des neuen Thiergartens sollte dem Ruhe bedürftigen „Brasilianer“ die Aufstellung eines Denkmals gestattet sein. So lesen wir in zwei an die zuständigen Clever Behörden gerichteten Verfügungen Friedrich Wilhelms, die in der Hauptsache übereinstimmend lauten. Wir citiren das Wesentliche der einen Verfügung: „Cleve, 23. Sept. 1666. Wir Friedrich Wilhelm etc. Da Uns der Hochwürdigste, Hochgeborene Fürst etc. freundvetterlich zu vernehmen gegeben, wie dass Seine Liebden ein Begräbniss und Epitaphium auf Dero Kosten in Unserem Thiergarten allhier auf dem itzo sogenannten Ruheberg verfertigen und aufrichten zu lassen gesonnen wären . . . so befehlen Wir in Gnaden, dahin zu sehen, dass dasselbe Begräbniss und Epitaphium als ein Zierrath desselbigen Ortes zu seiner Liebden Gedächtniss wolverwahrt stehen bleibe und das Niemand Wer es auch sei, bei Vermeidung Unserer Ungnade und ernstlicher hoher Bestrafung, dasselbe zu destruiren, zu zerbrechen, die Ornamente zu schänden, noch abzuwerfen sich gelüsten lassen oder unterfangen solle.“

Der Wortlaut des Rescriptes lässt entnehmen, dass der Kurfürst die bereits 1663 vollendete Tombe seines Statthalters gekannt hat. Sie wurde, laut Inschrift, von einem gewissen Hermann Pithan zu Siegen in Eisen gegossen. Der Zerstörungslust

der Menschen scheint also Rechnung getragen worden zu sein. Es muss übrigens dahingestellt bleiben, ob auch dieses Werk zu den „vielen schönen Sachen“ gehörte, welche J. von Kampen bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Cleve ordonnirte. G. von Velsen bemerkt, dass Moritz ursprünglich die Absicht gehabt, sich am östlichen Abhange des Prinzenhofes, also an einer freien Stelle innerhalb der Stadt, von wo er oft genug die Fernsicht ins Rheinthal genoss, seine Begräbnisstätte bereiten zu lassen. Die Tombe wurde schliesslich an einem abgelegenen Orte, zu Bergenthal, aufgestellt, dort, wohin weder das profane Geräusch der städtischen Strassen, noch das kräftig muntere Plätschern kunstreicher Fontainen drang.

Aufwand und Form der Tombe unseres Helden sind von echt holländischer Schlichtheit, aber die Wappendekorationen und Inschriften reden die stolze Sprache des fürstlichen Standesbewusstseins. Im Umfange von  $9\frac{1}{2}$  Fuss Länge,  $5\frac{1}{2}$  Fuss Breite und  $6\frac{3}{4}$  Fuss Höhe erhebt sich dieser einfache, aus Platten zusammengefügte Behälter auf einem heraustretenden Postamente. An der Vorderseite sieht man das Johanniterkreuz mit der Inschrift: Qua patet orbis, am Fussende die vollständigen Wappen des Nassauischen Hauses. An den Langseiten befinden sich Wappen verschiedener Länder. Sockel und Deckel enthalten zwei lateinische Inschriften, von denen sich die eine lediglich auf den kurbrandenburgischen Statthalter und preussischen Ordensmeister, die andere auf den titel- und besitzreichen Fürsten Johann Moritz zu Nassau-Siegen bezieht. Wir werden dem einfachen Monumente noch unten begegnen.



Bei Menschen, welche reich an Ideen und Projekten sind, ändert sich mit den Jahren nur zu häufig der Geschmack, und oft kommen sie im Alter auf früher offenbarte Neigungen zurück. So sehen wir denn, dass Moritz im letzten Dezennium seines bewegten Lebens seine leidenschaftliche Vorliebe für den neuen Thiergarten allmählich aufgibt und für die südliche Umgebung der Stadt erneutes Interesse gewinnt, und zwar für die stillen Gefilde, die sich hinter den Freudenthalschen Ländereien ausdehnen. Wir erfahren, dass sich gerade auf diesem Boden zahl-

reiche Antiken aus der späten Römerzeit, Sculpturen, wie eine zierliche Venusstatuette, Gefässe, Münzen und Inschriften, wie ein auf den Merkur bezüglicher Altarstein, gefunden haben. Und so scheint es fast, als hätte den Fürsten nicht bloss die friedliche Ruhe der landschaftlichen Natur, sondern auch sein historisches und antiquarisches Interesse nach Bergenthal geführt, das man von Cleve auf verschiedenen Wegen, vom Freudenberg aber in etwa zehn Minuten erreichen kann.

Der Name „Berg und Thal“ erklärt den landschaftlichen Charakter der Gegend. Hier liegt der Papenberg als südlicher Abschluss des um Cleve befindlichen Höhenzuges, und die Fernsicht von diesem Punkte wenigstens nach zwei Richtungen hin ist von unbeschreiblichem Zauber. Natürlich hatte der Fürst auch hier nichts versäumt, um die Hügel- und Waldpartien in mannigfacher Weise zu verschönern. Alleyn, verschlungene Wandelwege, Brunnen, Grotten und Lauben mit Ruhesitzen wurden von ihm zum Genuss der Besucher angelegt. In einiger Entfernung, noch im Bereich der Freudenthalschen Ländereien, hatte er den einst durch seinen Blumenflor und seine tropischen Gewächse aller Art berühmt gewesenen Königsgarten pflanzen lassen. Schliesslich baute er sich auch hier ein kleines Wohnhaus auf einer unweit der Landstrasse gelegenen Anhöhe. Diese Sommerresidenz war ganz einfach, aber bequem eingerichtet. „Die Mauer war nur einen halben Stein dick und von aussen mit Brettern bekleidet; die Spitze des Daches zierte ein kleines Thürmchen“ (v. Velsen). Gegenüber seiner Wohnung lag ein Tannenwäldchen; in diesem liess er nicht bloss anmuthige Spaziergänge schaffen, sondern inmitten einen hohen Erdhügel, den Spitzberg, aufwerfen, der gleichfalls mit Tannen bepflanzt wurde, damit sich sein Blick überall an dem malerischen Wechsel von Berg und Thal erfreuen konnte. Auf dem Papen- d. h. Pfaffenberg entstand ein kleiner Thiergarten\*); später erbaute Moritz hier eine kleine Kapelle, in welcher der namentlich im Greisenalter sehr fromme Fürst täglich des Morgens sein Gebet verrichtete und an Sonn- und Festtagen die Predigten seines Hofgeistlichen anhörte.

\*) Der Kurfürst bemerkt in einem Schreiben vom 22. März (1. April) 1676 (Köln a. d. Spr.): „Was Ew. Liebden an dem Papenberg verfertigt, damit bin ich und meiner herzgeliebten Gemahlinn Liebden sehr wohl zufrieden, und erstatte Ew. Liebden für Dero Sorgfalt gebührenden Dank.“ Abgedr. bei v. Orlich a. a. O.



Von Johann Moritz kann man, was Max Rooses, der geschätzte Antwerpener Kunsthistoriker, von den edelsten Zeitgenossen des Rubens sagt, mit dem gleichen Rechte behaupten, dass das Christenthum im Herzen, im Kopfe aber das klassische Heidenthum getragen habe. Es scheint, dass er selbst Ausgrabungen in der Nachbarschaft seiner Residenz veranlasste, aber sicher ist, dass man ihm keine grössere Freude bereiten konnte, als ihn mit einem neuen antiken Funde zu überraschen. Beachtenswerth ist die Nachschrift eines von ihm am 6. Dezember 1662 von Wesel an den Hofmarschall des Kurfürsten gerichteten Briefes: „Soeben bringt mir Jemand einliegende Antiquitäten, welche dem Herrn Marschall zum Neuen Jahr verehrt. Macht mir Freude, dass er von dergleichen ein Liebhaber ist“. Doch Fürst Moritz war nicht Antiquitätensammler im streng modernen Sinne. Er glich nicht jenen Leuten, welche die ehrwürdigen Schätze uralter Vergangenheit sorgsam in Kabinetten aufbewahren und verschliessen. Seine antiquarische Liebhaberei war mehr konkreter Natur, insofern als der Besitz derartiger Sammlungen für ihn nicht alleiniger Zweck war. Auch sie sollten zur Verschönerung seiner Anlagen dienen und dadurch erhöhten Genuss bereiten. Im Zusammenhang mit den Werken der zeitgenössischen Kunst sollten die ihm heiligen Reste der Antike nur die edelsten Bestandtheile der Ausschmückung innerhalb Landschaft oder Architektur repräsentiren. Diese eigenthümliche Idee durfte er noch gegen Ende seines Lebens in Bergenthal verwirklichen.

Zwischen dem Papenberg und der ehemaligen Poststrasse nach Xanten liegt ein stilles Waldthal, umgeben von Gräben und allerlei Strauchwerk. Hier, wo die Nachtigallen lieblicher als anderwärts singen, zwischen den dunklen schweigsamen Tannen auf einem freien lauschigen Plätzchen wollte Johann Moritz, der „Brasilianer“, inmitten seiner über alles geschätzten Antiken von den Stürmen seines Lebens ausruhen. So richtete er denn am 29. November 1677 das folgende Schreiben an seinen kurfürstlichen Herrn: „Durchlachtigster Churfürst, gnädigster Herr. Von Deroselben hab vielfältige hohe Gnade und Ehre empfangen. Der Allerhöchste wolle dessen Alles ein gnädiger Vergelter sein. Gnädigster Herr, noch bitte Unterthänig um eine Gnade. Die Tage meines Lebens und Kräfte nehmen merklich ab. Deshalb hab ich mir eine Hütte in Bergenthal gebaut, um, beliebt es Gott und Eurer Durchlaucht, darinnen in aller

Stille die noch übrige kurze Zeit meines Lebens zu endigen, doch unterdessen meinen Dienst im Rath zu Cleve wahrnehmen. Erwarte hier aber in aller Unterthänigkeit Ew. Durchlaucht gnädigen Konsens wegen der Wohnung in Bergenthal, lebenslang. In obgedachtem Ort hab ein kleines Winkelchen erwählet, allwo meine todten Gebeine zu seiner Zeit könnten hingelegt werden. Wofern Euere Durchlaucht auch diesem Ersuchen platz geben und ein williges Belieben tragen, so wär der lebendige und todte Körper viele Jahre mit einer Ruhestelle versorget. Vor diesem haben Ew. Durchlaucht im Jahre 1666 in Dero hiesigem Thiergarten desgleichen mir gnädigst bewilligt gehabt; selbiger Ort aber ist zu weit abgelegen . . . Verhoffe Ew. Durchlaucht werden Alles in Gnaden thun, was allhier Unterthänig vorstellen und bitten thue. Der Höchste wolle Ew. Durchlaucht bei langem gewünschtem Befinden und Leben erhalten und den „oppiniatinate“ Leuten in Stettin andere Sinne geben, damit Ew. Durchlaucht bald auf diesem mühseligen verdrüsslichen Wesen mit vollkommenem contentement kommen mögen und zu Berlin Ihre Ruhe finden. Ich sterbe Ew. Durchlaucht Unterthänigster gehorsamster treuester Knecht J. Moritz F. zu Nassau“.

Unmittelbar auf dieses rührend bescheidene Gesuch des fürstlichen Mannes, der seit neun Jahren die erste militärische Würde der Niederlande inne hatte, folgte natürlich die landesherrliche Genehmigung und eine dementsprechende Instruction an die Behörden zu Cleve. Das kurfürstliche Rescript lautet in der Hauptsache: „An die Clevische Regierung allein, ohne den Statthalter. 2./12. Dez. 1677. Da wir unserm L. G. . . . Joh. Moritz zu Nassau u. s. w. auf dessen Ansuchen vergönnt haben, dass Sie Sich in Unserem sogenannten „Berg und Thal“ ein Begräbniss und Epitaphium anstatt desjenigen, welches Sie vorhin in Unserem Thiergarten verfertiget, aufbauen lassen mögen. Wenn denn unsere ernste Willensmeinung ist, dass solches zu Seiner Liebden Gedächtniss wohl verwahret bleibe, also befehlen Wir Euch hiermit in Gnaden darob festzuhalten, auch allemal die Aufseher und Bedienten des Bergenthals, wenn sie in Dienst und Pflichten genommen werden, dahin anzuhalten, dass sie auf solch Begräbniss gut acht haben, damit dasselbe nicht verderbet, noch durch Jemand etwas davon abgebrochen oder sonst auf welcherlei Weise geschändet werden möge . . .“

So entstand die Prinz Moritz-Grabstätte zu Bergenthal. Sie besteht aus einem künstlich umgrenzten freien Vorplatz. Derselbe ist durch eine halbkreisförmige hohe Mauer gebildet, durch deren weite Mittelöffnung man den Hauptplatz betritt. Hier erhebt sich, rings von Bäumen umgeben, jene oben beschriebene eiserne Tombe. Einst waren die Dekorationen der durch kräftige Pfeiler gestützten Mauer das Merkwürdigste. Abgesehen von den Urnen und Krügen auf den Pfeilern, enthielten sämtliche Mauerflächen antike Skulpturen, Altäre und Votivsteine, die hier auf Wunsch des Fürsten, zum Theil ohne jegliche Rücksicht auf die Beschaffenheit dieser Kunstreste, eingelassen wurden. Bei Jedem, der die Konservirung so seltener Sammlungen als das wichtigste ansieht, muss diese ureigene Schöpfung des Brasilianers ein gewisses Kopfschütteln erwecken. Aber Moritz war entzückt, und die Genugthuung, welche ihm die kostbare Nachbarschaft seines Grabmals verursachte, spiegelt ein ausführliches Schreiben vom 14. Dezember 1678 an den Kurfürsten. Er beglückwünscht Friedrich Wilhelm zunächst zur Beendigung des Krieges und zur Rückkehr in seine Hauptstadt Berlin. Dann entschuldigt er sich, weil er, eben erst gleichsam vom Tode erstanden, sich noch zu schwach fühle, um eigenhändig zu schreiben. Endlich kommt er auf das Amphitheater zu sprechen:

„ . . . Sobald Ew. Churfürstliche Durchlaucht gnädigste Order, dero Antiquitäten nach Amphitheatersweise einmauern zu lassen, durch den Herrn X. bekommen, habe solches allsofort an einem bequemen Ort in Bergenthal in's Werk gerichtet, welches so glücklich von Statten gegangen und noch vor meiner Krankheit fertig bekommen, dass männiglich insonderheit die Gelehrten ein grosses contentement darob nehmen. Viele sagen, dass dergleichen Wahrstück oder Werk zu Rom oder in Frankreich nicht zu finden sei; es sind Jesuiten ex pressé von Roeremond, Köln, Düsseldorf, Emmerich dieses Werk zu besehen gekommen und haben selbiges gelobet. Verhoffe, dass zu seiner Zeit Euer Churfürstliche Durchlaucht ein gnädiges Gefallen selbstn darob schöpfen werden; damit gleichwohl Ew. Churfürstliche Durchlaucht die Form selbigen Werkes sehen mögen, so habe durch einen guten Maler es nach dem Leben mit Farben abmalen lassen und so viel ausgebildet, als möglich gewesen, zugleich die Auslegung schriftlich dabei gefüget. Werde die erste Gelegenheit, da Jemand nach Berlin reisen würde, wahrnehmen, um

selbige Schilderei Ew. Churfürstl. Durchlaucht Unterthänigst zu senden. Deroselben weitere gnädigste Befehle mit allem Respekt erwartend, verbleibe bis an mein Ende, Ew. Churfürstl. Durchlaucht u. s. w.“ Die Unterschrift ist eigenhändig, sehr zitterig, doch mit dem obligaten charakteristischen Schnörkel des fürstlichen Namens ausgeführt.

Einige Proben der eingemauerten und anderer Antiquitäten des Fürsten theilt uns von Buggenhagen in einer Schrift mit. Die dieser beigefügten Radirungen sind freilich zu mangelhaft in der Zeichnung, um grösseren Ansprüchen zu genügen. Wir sehen hier u. A. einen Gedächtnisstein des M. Caelius (Taf. 13), einen Altar des Jupiter Conservator mit drei Figürchen (Taf. 15), die barbarisch gewandete Statuette des Eumenins Rhetor (Taf. 16) und ein Dreigötter-Altärchen des Zeus, der Juno und Minerva mit im Ganzen fünf Figuren (Taf. 19). Eins der werthvollsten Stücke dieser, der letzten Zeit altrömischer Kultur angehörenden Sammlung, eine Gruppe aus Venus und Amor bestehend, wurde erst zur Zeit jenes Autors, als Torso, in einem Gebüsch wiederentdeckt, und es besteht die Vermuthung, dass Fürst Moritz dieses reizende Skulpturwerk nicht dem Amphitheater einverleibt, sondern inmitten eines der Bassins des Waldthales aufgestellt hatte.

Uebrigens gehen hinsichtlich des Ortes, an welchem unser Held thatsächlich nach seinem Tode gebettet wurde, die Ansichten der Schriftsteller auseinander. Gegen Ende seiner Tage hatte Moritz wiederholt zwischen Siegen und Bergenthal geschwankt und frühere Bestimmungen widerrufen. Driesen verlegt die Begräbnisstätte nach Siegen und hebt ausdrücklich hervor, dass der Brasilianer im Tode niemals auf clevischem Boden geruht hätte, indem er sich auf eine Bestimmung vom 24. November 1678 beruft, die einen entgegengesetzten Wunsch vom 30. September desselben Jahres aufhob. von Velsen bemerkt dagegen, dass der Fürst nach seinem Ableben zunächst in jener Tombe beigesetzt wurde, um indess schon nach einem halben Jahre nach Siegen gebracht und in das Grabgewölbe des Hauses Nassau-Siegen gelegt zu werden. „Einer im Volke verbreiteten Sage nach soll das Herz des Prinzen Moritz in einer Urne im Grabmale bei Cleve zurückbehalten sein“. Seine letzte, in Bergenthal verfasste Willensäußerung vom 10. November 1679 ist aber dem ersteren Autor entgangen. Sie lautet am

Schluss: „Auch ist meine letzte Willensmeinung, dass . . . mein todter Körper, nicht wie wir am 24. November 1678 verordnet hatten, nach Siegen gebracht, sondern vorerst allhier in Bergenthal in der dazu gefertigten Tombe mit so wenig Ceremonien als immer möglich beigesetzt werden solle“. Wir haben keinen Grund, zu zweifeln, dass dementsprechend gehandelt wurde.\*)

Ja — mit so wenig Ceremonien als immer möglich! Daran erkennen wir das Blut von dem Blute, das einst den Geist eines Taciturnus belebte. Wer wie Du die Natur nicht um des gewöhnlichen Genusses, sondern um ihrer göttlichen Erhabenheit willen, so wahr, so innig, so treu geliebt hat, der begehrt nicht der Lächerlichkeit der Ceremonien und des gekünstelten lauten Pompes. Deutscher Fürst, Du bist gestorben, würdig, wie Du gelebt hast, und jene schöne Volkssage von Deinem in Cleve zurückgebliebenen Herzen bleibt für Dich ein rührendes Sinnbild von tiefer Bedeutung!



Es erübrigt für uns noch, von dem Schicksal der Schöpfungen des kurbrandenburgischen Statthalters in und bei Cleve kurz zu sprechen. Dass der Prinzenhof oder die Statthalterei heute ein Gasthof vornehmen Ranges ist, wurde schon oben mitgetheilt. Ebenso hat die Schwanenburg, obgleich sie nach wiederholten Unfällen und Veränderungen äusserlich wieder in einen guten Zustand versetzt worden ist, ihre dereinstige Bedeutung längst eingebüsst. Sie dient gegenwärtig als Gerichtshof und Gefängniss. Auch in der Umgebung des Ortes, auf den bewaldeten Hügeln und in den anmuthigen Thälern hat die Alles tilgende Zeit noch nicht die Spuren der gesegneten Thätigkeit des Fürsten Moritz verwischen können. Aber Vieles, und leider das Schönste, wie jener Königsgarten, ist für immer hin. Von der heutigen Nassauer Allee wird ein erheblicher Theil auf die ursprüngliche Pflanzung zurückgeführt. Andere Alleeen sind während der Kriegsstürme der beiden letzten Jahrhunderte ge-

\*) Moritz hat am 20. December 1679, Morgens 9 Uhr, wie ein Zeitgenosse bemerkt: „bei völligem Verstande einen über die Massen sanften Tod“ gehabt. (Vgl. v. Orlich a. a. O.). — Im Tagebuch des C. Huygens (a. a. O.) heisst es: 20. Dec. 1679. Obiit Cliviae Illustrissimus Johannes Mauritius de Nassau, optimus amantissimusque mei Princeps.

fällt worden. Die Mehrzahl der ehemaligen Wandelwege, dergleichen die von den Gipfeln der Hügel zu Aussichtszwecken durch das Walddickicht sternförmig gelegten Durchblicke sind durch Gestrüpp und Unkraut überwuchert.

Nur von einigen wenigen Partien der reizenden Umgebung der Stadt lässt sich wirklich behaupten, dass neues Leben aus den Ruinen erblüht ist. Das gilt vorzugsweise von jenem Theile des neuen Thiergartens, der den heutigen Kurort Cleve bildet. Das Erste, was hier dem Besucher auffällt, ist die hübsche gärtnerische Anlage am Springberg. Oben von dessen Höhe genießt man noch immer die wunderbare Fernsicht über den geradlinig ausgestreckten Kanal nach dem Eltener Berge. In der Nähe aber hat sich Alles verändert. Schon König Friedrich I. machte damit in den Jahren 1711 und 1712 den Anfang, als er auf der obersten Terrasse des Abhangs die oben erwähnte halbkirkelförmige Halle erbauen liess, die hinten geschlossen war, nach dem Amphitheater sich aber in rundbogigen Arkaden öffnete. Die Mitte der Halle bildete ein achteckiger, kuppelgekrönter Pavillon von 25 Fuss Durchmesser, und die Front des Ganzen erhielt durch ein unverkröpftes Gebälk und jonische Pilasterstellungen ihr klassisches architektonisches Gepräge. In dieser Verfassung verblieb diese Schöpfung im neuen Thiergarten bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, bis zur französischen Invasion des Jahres 1794.

Damals fiel nicht bloss das edle Damwild des Thiergartens durch Musketenschüsse, sondern die mit dem heimischen Pöbel einverständenen französischen Revolutionäre gingen noch weiter. In ihrem Drange, Alles zu egalisieren und auch den alten Stadtwald von den fürstlichen Fesseln zu befreien, schickte sich diese Barbarenhorde rasch zur Wiederherstellung der einstigen Wildniss an. Sie fällte verschiedene Alleen, zertrat und zerstampfte die Spazierwege und Blumenanlagen, entfernte die Röhren der Wasserkunst und zerschlug endlich sämtliche Grotten und Skulpturen an den Fontainen — natürlich vor allen Dingen den „Eisernen Mann“, dieses Denkmal des Feudalismus'. Damit war dem stolzen Recht der Freiheit Genüge geschehen! Bei der Minerva des Quellinus scheint aber der Zweck des süßen Pöbels glücklicherweise nicht ganz erreicht worden zu sein; das kreisrunde grosse Wasserbecken rettete die Statue, mit der sich die

Freigebigkeit Amsterdams ein Wahrzeichen auf deutschem Boden setzte, vor völliger Vernichtung.

Auch jener jonische Hallenbau war seitdem eine Ruine und wurde im Jahre 1827 abgetragen. Schon aber liess König Friedrich Wilhelm III. eine freilich nur primitive Wiederherstellung der Springberganlage beginnen. Die Minerva, welche Helm und Speer samt dem rechten Arme und ihr Attribut, die Eule, welche einen Flügel eingebüsst, wurden „von einem Sachkundigen, jedoch nicht meisterhaft“ restauriert. Von Velsen hat recht — nicht meisterhaft. Er hätte dreist stümperhaft sagen dürfen. Namentlich schädigt der viel zu schwächlich gerathene Arm mit dem ausdruckslosen Griff der rechten Hand ganz empfindlich die Wirkung dieser feinsinnigen niederländischen Leistung; auch glaube ich nicht, dass der Helm ursprünglich einen solchen grossen unhellenischen Federbusch besessen hat. Hoffentlich nimmt sich die preussische Regierung auch einmal noch dieser alten Kunstschöpfung an. Zur Erinnerung an den Hallenbau des ersten Hohenzollernkönigs wurde an der Stelle des mittleren Pavillons in neuester Zeit ein kleiner offener jonischer Rundtempel mit einer weiblichen Statue darin errichtet. Ganz oben, auf der Spitze des Berges, erhebt sich endlich, zugleich als Point de Vue, der mit einem Adler gekrönte Obelisk des clevischen Kriegerdenkmals für 1870/71.

Und nun das idyllische Bergenthal. Hier waren es schon im Jahre 1702 französische Hände, die das halbrunde Gemäuer mit den Antiken und den Urnenaufsätzen beschädigten. Ueber den Sachverhalt wurden genaue Beschreibungen und Gutachten amtlicherseits veranlasst, die, samt den hierauf bezüglichen königlichen Rescripten und einer plumpen Skizze, im Berliner Staatsarchiv aufbewahrt werden. Der bekannte Alterthumsforscher L. Beger machte in seinem Gutachten vom 13. Dezember 1702 den Vorschlag, die besten der noch erhaltenen Stücke in die Berliner Antiquitätenkammer überzuführen und Cleve durch Kopien zu entschädigen. Das geschah freilich nicht. Die Folge war, dass die von verschiedenen Autoren gewürdigten Skulpturen und Inschriften im Laufe des 18. Jahrhunderts ihrem Untergang entgegengingen. Da veranlasste der Kammerpräsident von Bughenhagen endlich im Jahre 1792 ihre Ueberführung in den Rittersaal der Schwanenburg, von wo sie später in das Kabinet rheinischer Alterthümer der Bonner Universität gelangten. Da-

gegen lief damals die eiserne Tombe des Fürsten Moritz ernstlich Gefahr beseitigt und vernichtet zu werden. So verlangte es der Eifer der französischen Republikaner.

Glücklicherweise wurde dieses Unheil von dem Monumente abgewendet. Ja, zur Ehre des französischen Namens muss hervorgehoben werden, dass es zur Zeit des Empire ein Unterpräfekt Namens Gruat war, der sich sowohl der am Fundament und Sockel schwer beschädigten Tombe, wie auch des ganzen Umgebung des Moritzgrabes liebevoll annahm. Mit seiner Genehmigung wurde ferner im Sommer 1811 an dieser denkwürdigen Stätte eine Erinnerungsfeier zu Ehren des Brasilianers veranstaltet und den Manen des erlauchten Mannes ein Denkstein gesetzt, der jenen französischen Beamten, ungeachtet einer dem grossen Kurfürsten von Brandenburg gleichzeitig zugefügten verschleierte Herabsetzung, nicht minder ehrt, als den rastlosesten und knnstsinnigsten Statthalter Friedrich Wilhelms. Die lateinische Inschrift des Denksteins in der Nähe der Tombe lautet zu deutsch:

Denkmal des Moritz von Nassau.

Zum Andenken

Des Joh. Wilhelm (!) Moritz von Nassau-Siegen,

Des Mannes von fürstlicher (?) Geburt,

Zum Statthalter über Cleve

Von Friedrich Wilhelm, Markgr. von Brandenburg  
gesetzt — haben

Die Bürger von Cleve und der Magistrat

Das Grabdenkmal des

Im J. 1679 gestorbenen und um sie hoch verdienten,

Der die inneren Wege der Stadt hat pflastern

Die äussern mit schattigen Baumpflanzungen hat  
umgeben lassen,

Aus der Zerstörung der Zeit wieder aufgerichtet

Im Jahre 1811

Im VII. Regierungsjahr Napoleons.

Montalivet, Minister des Innern. Baron Ladoucette, Präfect  
des Ruhr-Departements. E. N. Gruat, Stellvertr. Unterpräfect  
zu Cleve. Schacht, Bürgermeister.

